Das ist der Sieg!

Briefe des Glaubens in Aufbruch und Krieg

herausgegeben von Gunter d'Alquen



Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH.
Berlin

Druck: M. Müller & Sohn Berlin SW 68

Vorwort

Niemals hat unser Volk klarer den Sinn und die tiefe Notwendigkeit eines Krieges gewußt, als in dieser ernsten und stolzen Gegenwart.

Wir stehen mitten in einer gewaltigen Revolution, die durch Deutschlands Kampf Europas Neugeburt bedeutet. Die Schritte der Entscheidung, zu Land, zu Wasser, in der Luft, an allen Fronten, in der Heimat, sie werden erstritten mit den besten Waffen, die unser Können, unsere Kraft in schnellen, harten Aufbaujahren schufen.

Und doch, was nützten Waffen, Wille, wäre der Glaube nicht, der allem Kämpfen, Stürmen, Bluten, den Sinn, die Richtung und damit das letzte Ziel bestimmt. Diese Urgewalt, sie konnte nicht wachsen und bewußt werden, wenn sie nicht tief im Blut, im Grunde dieses Volkes, oft fast vergessen und verschüttet, als bester Kern dennoch lebendig war. Das große Wunder unserer Gegenwart ist das Erwachen und der Durchbruch dieser Kraft. Ihr Fünklein zu loderndem Brand zu fachen, gab uns das Schicksal den Führer.

Was könnte von diesem Volk erwartet werden, das nicht in seinem letzten Wesen schon verborgen läge, und was bedeutet Führung und Befehl darum am Ende anderes, als Formung und Zusammenballung aller Kräfte, die aus dem tiefsten Glauben sich zu größten Taten drängen.

Von diesem Glauben, der allein den Sieg verbürgt, soll diese Sammlung hier ein unverfälschtes Zeugnis geben. Briefe sind es, Briefe aus der Spanne eines großen Jahres, die, mehr als eine selbst begnadete Gestaltung, ein Bild vermitteln, das in solchen klaren Farben meist verborgen bleibt.

Jetzt, da wir alle Kraft zusammennehmen, und Front und Heimat um die Zukunft ringen, ist solch Beweis vom Sieg des Glaubens ein Unterpfand der kommenden Entscheidung.

Nicht Wünsche, Hoffnungen, Befehle sind es, die dieses Buch vor uns umfaßt, nicht von den Türmen ausgerufene Parolen. Aus unserer Mitte, tief bis aus dem letzten Dorf, spricht jeder Brief, abseits von leerer Phrase, daß dieses große Wunder unserer Zeit jetzt seine ersten Früchte trägt, und daß der Glaube alle jene Berge nun versetzt, die hoch sich türmten, hart und schwer in dunklen Nächten ungezählter Jahre.

Dies Buch will darum auch kein Lehrbuch sein. Wen sollte es wohl lehren, der es längst nicht selber wüßte!

Es will versuchen, all den Männern und den Frauen, an allen Fronten dieses Kampfes, ein Freund zu sein in jenen Stunden, da es dem Herzen wohl tut, sich vereint zu wissen den besten Kräften seines Volkes.

Berlin, am 20. April 1940.

Adolf Hitler

Wer von uns Lebenden vermöchte es, heute ein Bild zu geben vom Führer.

So wie er im Volk geboren, aus dem Volk emporgewachsen und von ihm gewählt wurde, so steht und lebt und wirkt er in jedem von uns. In jedem von uns weckte er die Kraft, die Deutschlands Aufbruch bedeutet. Sie ist in genialer Zusammenfassung die Macht, die Gewalt, die dieser Mann vor uns im Namen des Reiches bedeutet.

Und hätte dieses Volk ein einzig Herz und dieses Herz einen Mund, dieser Mund allein wäre dann berufen, auszusagen über Adolf Hitler.

Wer weiß, wahrscheinlich würden auch ihm noch die Worte mangeln, denn wem fehlten sie nicht, sollte er über Vater und Mutter sprechen zu einem Fremden, der beides nicht im eigenen Leben besaß und lieben lernte.

Wir haben uns deshalb damit abgefunden, daß man jenseits unseres Blutes niemals das heilige Geheimnis vom Mythos „Führer und Volk“ erfaßte, ahnte oder gar begriff. Heute wissen wir vom Anteil dieser Tatsache am gefährlichen Irrtum, der den Gegner zum Krieg gegen das Reich trieb.

Und doch haben wir es versucht, ein Bild vom Führer zu geben, das jenem Bild an Wahrheit und Treue ähnlich ist, wie es vor der Seele des Volkes steht.

Wir wollten einen Querschnitt wagen und dabei den deutschen Menschen bei seinen eigensten Empfindungen belauschen, um so in vielen einzelnen Strichen eine Skizze zu erreichen, die jenem unfaßbaren Bilde vor uns allen, möglichst nahekommt.

Der Zeitpunkt dazu schien uns am besten der Geburtstag des Führers zu sein. Wir schrieben an Menschen, Männer und Frauen, die uns zu verschiedenster Gelegenheit Beweise ihrer Freundschaft und ihres Vertrauens gaben.

„Sagen Sie uns", so lautete die Bitte, „was Ihnen der Führer ist, sagen Sie uns, welche Stelle der Führer in Ihrem Dasein, in Ihrer ganz persönlichen Vorstellungswelt einnimmt.

Sie brauchen uns nicht zu sagen, was der Führer nach Ihrer Meinung vor dem Volke und vor der Geschichte bedeutet, das können Sie ebensowenig restlos ermessen wie irgendein Lebender. Wir wollen einmal den Führer in Ihrem ganz persönlichen Blickfeld sehen, so, als schilderten Sie uns Ihren Vater oder Ihren Bruder, denn gehört der Führer nicht in der gleichen Weise jedem von uns?

Sie brauchen nun kein schriftstellerisches Lampenfieber zu haben, denn wir brauchen Ihren Beitrag nicht für die Öffentlichkeit, sondern für uns. Wir

wollen unseren Blick weiten, indem wir uns Ihrer Augen, und wir wollen unsere Empfindungen weiten, indem wir uns Ihrer Empfindungen bedienen ..."

Entgegen unserem Versprechen wurde dann doch eine Reihe dieser vielen Antworten ausgewählt. Wir konnten nicht anders, weil wir zu klar erkannten, daß es keinen Schilderer von Beruf gäbe, der es vermocht hätte, vom Führer zu sprechen vor der einzig berufenen Instanz, dem deutschen Volk.

Heute stehen die Millionen in Front und Heimat im Entscheidungskampf. Der Wille des Führers ist wie nie zuvor so deutlich der ausgesprochene eindeutige Wille des Volkes. Adolf Hitler trägt wie seine Soldaten den feldgrauen Rock und ist wiederum, auch, und gerade als Führer des Reiches, das Sinnbild des unbekannten Grenadiers.

Wir wissen aus Briefen von Offizieren und Soldaten, wie das letzte Wort unserer Helden in Polen, im Westen, im Norden dem Führer galt. Wir wissen, wie sie heute überall Zwiesprache halten mit ihm auf einsamer Wacht, im Orkan der brausenden Propeller, in der Todesstille des U-Bootes unter den Wassern.

Wir wissen, wir fühlen und glauben seine Hand fest in der unseren, wir hören seinen Auftrag, seinen Befehl als den Widerhall unseres eigenen Wollens.

Dieser Führer ist das deutsche Herz, nein mehr, er ist wie die ewige deutsche Seele, aufgegangen in

uns alle, lebendig zu jeder Zeit und doch niemals so gegenwärtig wie heute.

Und was alle die schwachen Worte nicht auszudrücken vermögen, sollen diese Sätze, die nun folgen, diese kleinen Melodien umfassen, um gemeinsam in klingendem Chor den Rhythmus unseres Daseins wiederzugeben:

Jenen Ruf zum Aufbruch und zum neuen Leben, und darum auch, weil es das Schicksal verlangen muß, den Ruf zum Krieg für Deutschlands Sieg durch Adolf Hitler!

Mein Führer!

Berlin, 20. April 1939.

„So trete ich an diesem Tage vor Dein Bild. Dies Bild ist übergroß und ohne Grenzen, es ist gewaltig, hart, schön und erhaben, es ist so einfach, gütig, schlicht und warm, ja, es ist Vater, Mutter, Bruder in einem, und es ist noch mehr.

Es trägt die größten Jahre meines Lebens, umfaßt die stillen Stunden der Besinnung, die Tage voller Not und Ängste, die Sonne gläubigster Erfüllung, den Sieg, der immer Anfang neuer Pflicht und neuer Felder war. Je mehr ich es zu fassen suche, so weiter, lichter, ohne Ende wird es mir, doch niemals, daß es fremd und fern gewesen.

Du bist der Führer, ohne zu befehlen, Du lebst und bist Gesetz. Du bist die Liebe und die Kraft, mein Herz ist voll von dem Gedanken an Dich zu diesem Tag; zu voll, als daß es sagen könnte, der Wünsche viele und den Dank an Dich.

Du bist die Freiheit, denn Du gabst der Pflicht den Sinn, der allem Schaffen Freude, Kraft und Inhalt gibt. Du nahmst den Fluch des Schweißes, der Mühsal weg von diesem Volk, das so wie ich an diesem Tag in scheuer Stille seinen Schritt verhält und bei Dir ist.

So stehst Du jetzt in einem Dom millionenfacher Liebe, der seine Kuppel lichthoch aufwärts wölbt, Millionen Herzen schlagen schneller, heißer zu diesem Festtag Deines Lebens, und weil Dein Leben uns gehört, ein Festtag — Feiertag der Deutschen.

Und die wir hofften, Dir an diesem Tag aus unserer Liebe Kraft und Blut zu schenken, wir spüren es, wie

immer, neu, daß selbst an diesem, Deinem Feiertag, Dein Schenken, Geben keine Maße hat, das reich und stark, uns tief im Herzen glücklich macht.

Wie schwach sind heute Feder, Zunge, zu sagen, was die Seele füllt, was schmerzhaft schier um Worte, Taten ringt, um einmal, sei es nur das einzig Mal, Dir jenen Dank zu sagen, der wirklich auch vor unseren Herzen Dank bedeutet.

Wir alten Grenadiere Deines Weges, die oft Dein Auge unterwegs gesehn, wir sind an diesem Tage ganz bei Dir, mit uns die treuen Toten und Millionen Kinder, die auf das freie Leben warten, das Du für sie und ihre späten Enkel mit Sonne und mit wahrem Sinn erfüllst.

Es ist nicht viel, was wir zu sagen haben, wir wissen, wie Du leere Worte scheust. Und wenn wir dennoch Worte sagen, so weißt Du, daß sie Wahrheit sind:

Wir wollen, Führer — alle die Soldaten, die Du durch Dich zum Kampf geweiht — in guten wie in bösen Tagen die bleiben, die wir immer waren!“

Einer der Alten Garde.

„Ich kann nicht schreiben ...“

„Ich habe lange nach Worten gesucht, um zu sagen, was mir der Führer ist. Worte können so fade und leer klingen, wenn sie innerste Gefühle ausdrücken sollen. Der Führer steht so turmhoch, daß man mit Worten nicht an ihn heranreicht. Er ist mir wie allen ehrlichen Deutschen zum Schicksal geworden. Kann ein Mensch sein Schicksal mit Worten beschreiben? Ich halte es für Vermessenheit.

Darum kann ich nicht schreiben, was mir der Führer ist, ich will ihn lieben, weil er Deutschland ist.“

Erich F., Münster.

„Mein Vater . . ."

„Der Inhalt meines Lebens war für mich bis zu meinem 30. Lebensjahre mein Vater. Er war für mich der höchste und reinste Inbegriff alles dessen, was ein Mensch an Edlem, Gütigem, Größe der Seele, Reinheit des Wollens und Könnens in sich überhaupt vereinigen kann. Wer mit ihm in nähere Berührung kam, mußte, ob er wollte oder nicht, diesen Menschen restlos anerkennen.

Als er 1930 starb, hinterließ er in mir eine herbe Lücke. Plötzlich war alles das, worum sich mein Denken und mein Streben bewegte — plötzlich war dieser Mittelpunkt nicht mehr da.

Der Raum ist zu knapp, um zu schildern, wie diesen Platz in mir der Führer einnahm. Anfangs freilich sah ich in ihm nur den politischen Führer, zu dem mich irgend etwas, ohne daß ich mir darüber Rechenschaft ablegen konnte, hinzog.

Die Wandlung vom Gefolgsmann zu den ganz persönlichen und verinnerlichten Beziehungen zum Führer, die ihn mir heute wie einen Vater erscheinen lassen, vollzog sich eigentlich erst nach 1933.

Täglich sah ich, wie er sich für die Seinen plagte, sich sorgte, wie er für unser Dasein kämpfte, unsere Lebensbedingungen verbesserte, kurz, ich erlebte noch einmal alles das, was ich an meinem Vater gespürt habe.

Meine letzte Wandlung erfolgte zwei Jahre später, als ich zu kurzem Aufenthalte in den bayerischen Bergen weilte. In einem einsamen Talkessel machte ich bei einem alten Holzfäller Rast. Wir saßen zu zweit vor seinem kleinen gebrechlichen Häusl und sprachen über vieles, auch über den Führer.

Da meinte der Alte, und sah dabei gefaßt zu seinem Sohne hinüber, der gerade das spärliche Grummet zusammenrechte: „Wann i amal mei Augen schließen tu, dann weiß i g'wiß, daß der Bua wieder einen Vater hat, unseren Führer. Der sorgt sich eh mehr um uns als der leibliche Vater".

Dieses „g'wiß" aus dem Munde jenes Alten, der den Führer nie gesehen hatte, der noch nicht einmal in einem Kino war, von dem man ihm erzählt hatte, daß dort der Führer in den Wochenschauen zu sehen sei, hat mich, der ich glaubte, dem Führer schon sehr nahe zu sein, innerlich sehr bewegt.

Erst verspürte ich so etwas wie Neid und Eifersucht. Geschwister hatte ich nicht gehabt, mein Vater hat nur mir allein gehört, das Teilen in dieser Beziehung war mir fremd.

Allmählich fand ich mich damit ab, daß auch andere Menschen in dem Führer mehr sehen als nur den Kanzler oder den Freund des Volkes, und heute bin ich eigentlich so weit, daß ich ein beglückendes Gefühl bei diesem Gedanken nicht verleugnen kann.

Auf meinem Schreibtisch stehen nur zwei Bilder, denn Personenkult liegt mir nicht. Das eine Bild ist mein Vater, das andere der Führer.

Sitze ich abends oft bis Mitternacht allein und arbeite, oder bewegen mich Sorgen, dann halte ich mit dem Vater und dem Führer Zwiesprache.

Der eine sieht mich gütig lächelnd an, der andere zeigt mir die Entschlossenheit. So, glaube ich, hat das Schicksal fast unmerklich die Lücke in mir geschlossen."

Heil Hitler!

Gerhard D., Berlin.

„Nur einen Wunsch . . .“

„Kann ein Nationalsozialist überhaupt sagen, was ihm der Führer ist und welche Rolle er in seiner persönlichen Vorstellungswelt spielt?

Wie kommt es, daß ein Hermann Göring, ein Dr. Goebbels, sonst doch Meister des Wortes, spürbar nach Worten ringen, wenn es gilt, dem Führer im Namen des ganzen deutschen Volkes für eine Tat zu danken? Weil das, was sie in solchen Augenblicken zu sagen drängt, ihnen nicht mehr aus den Bezirken des worteformenden Verstandes, sondern aus denen der Seele und eines überquellenden Herzens zuströmt.

Begnadeten Dichtern mag es gegeben sein, das Herz und wirklich nur das Herz sprechen zu lassen. Wo sie vielleicht Worte finden, deren Adel der Größe des Gefühls entspricht, wissen wir, die wir in harten Jahren zu härteren Männern wurden, nur, daß uns ein Gefühl beherrscht, ein Gefühl, dessen Wesen und Tiefe wir kaum zu ergründen vermögen und das uns deshalb stumm macht.

Verehrung, Liebe, Treue, Dankbarkeit, Hingabe, Opferbereitschaft — ein jedes ganz und von jedem dennoch nicht genug; so läßt sich jenes Gefühl vielleicht umschreiben.

Nur, daß diesen Begriffen ihr letzter, tiefster und schönster Inhalt, um den das tägliche Leben sie beraubte, zurückgezogen werden müßte!

Wie man sie aber auch erschöpfen wollte — es bliebe immer noch eines übrig (und darin eben zeigt sich das Elementare, Einmalige, Charakteristische dieses unseres Gefühls für die Person des Führers): alle diese Begriffe über ihren edelsten Inhalt hinaus noch zu „verpersönlichen“.

Dem verehrungswürdigsten Vater, der liebevollsten Mutter, der treuesten Lebenskameradin, dem zuverlässigsten Freunde gegenüber erklingen sie in einer ganz anderen

Melodie, als sie unsere Seele dem Führer zujubeln und ihm als kostbarstes Geschenk entgegentragen möchte.

Gewiß, die einmalige geschichtliche Größe Adolf Hitlers können wir Lebenden in ihrem ganzen Ausmaß und ihrer ganzen Bedeutung nicht ermessen; aber man braucht nicht einmal vergleichender Geschichtsforscher zu sein, um unter dem Eindruck des gigantischen Geschehens und Erlebens dieser letzten sechs Jahre wenigstens dunkel zu erahnen, daß einen solchen Mann die Erde noch niemals getragen hat.

Du erlebst diesen Mann und sein Werk, sahest ihn von Angesicht zu Angesicht, bist selber ein Deutscher wie er, auch dir gilt die Sorge dieses wahrsten Vaters des Vaterlandes!

Wie sollte das Empfinden solchen Stolzes nicht auch das Wesen deiner Treue, deiner Liebe und deiner Dankbarkeit beeinflussen?! Mag man sie sonst so ähnlich wie eine moralische Schuld empfinden — in deinem persönlichen Verhältnis zum Führer wandeln sie sich aus einer Schuld zum höchsten und letzten Ziel deines Denkens und Trachtens, deines Wollens und Wünschens; sie füllen dein Leben aus, indem sie ihm einen Inhalt geben, um den deine Enkel dich beneiden werden, und sie lassen nur einen Wunsch offen:
Einmal in den Stand versetzt zu werden, wo du dein Bestes und Letztes hergeben kannst, um dem Führer und seinem Werk zu dienen!“ Dr. jur. H. O. K., Dortmund.

„Er bewahrte uns vor dem Freitod“

„Ich weiß, Du erwartest keine Gefühlsoffenbarungen, weil Gefühle nicht in Worte zu kleiden sind. Bitte, stelle Dir vor: stellungs- und unterstützungslos. Zwei Jahre! Vier Jahre! Sechs Jahre! Eine verzweifelnde, an Leib

und Seele zerbrochene Frau! Drei in der ersten Entwicklung befindliche Kinder.

Wie oft sahen mich ihre hungrigen Augenpaare vergeblich erwartungsvoll an. Ich kann mir nichts Qualvolleres vorstellen als solche Kinderblicke.

Der Glaube an ihn, an den fanatischen Kämpfer war es, der mich und die Meinen vor dem bewahrte, was uns — und jeden anderen in unserer Lage — unwiderstehlich lockte: Freitod.

Und heute?

Eine stets singende, mit ihren Kindern übermütig springende Mutti. Kein Mensch erkennt in ihr jene verhärmte und verzweifelnde Frau. Und — an Stelle dreier gedrückter, hohlwangiger Wesen — vier ausgelassene wahre Teufel, die lärmendsten weit und breit.

Sieh Dir sie an! Es mag Familien mit wohlerzogeneren Kindern geben, bestimmt aber keine lustigere und glücklichere! Sieh: Das bedeutet mir und den Meinen der Führer.

Ich kehrte einer fremden Weltanschauung sehr frühzeitig den Rücken, weil ich in ihrer Auslegung mein ganzes Dasein sinnlos fand. Der Führer gab mir mit seiner Weltanschauung nunmehr festesten Halt, denn sie ist nichts anderes als das Erkennen jener ewigen Gesetze, denen das Weltall untersteht.

Seine Taten sind freudige Erfüllung dieser Gesetze. Die Erfolge seines Ringens erscheinen mir nicht, wie es oft zu hören ist, als besonderes Glück, sondern als selbstverständliche Folge seines Daseins. Aus diesem Glauben, nein, aus dieser Gewißheit werde ich den Führer selbst dort verstehen, wo sein Handeln sonst allein blindes Vertrauen erfordert.

Dieses selbstverständliche Verstehen aber ist das herr-

lichste Gefühl, das ich mir denken kann. Bewunderung? Anerkennung? Dank? Sie sind nichts gegen das volle Verständnis eines 80-Millionen-Volkes für die Sendung seines Führers. Dieses allein wäre die Krönung seines opfervollen Ringens.

Der Erfüllung dieses meines Wunsches gilt mein Gebet für den Führer.“ Fred. Ch., Poppelau (O.-S.).

„Wir, mit sieben Kindern ...“

„Alles ist uns der Führer, er ist uns Glaube, Halt und Hoffnung. Geglaubt hab' ich als Blutordensträger immer an diesen Mann, der uns führt und der uns anfeuerte und in den Kampf um Deutschlands Größe geleitete. Glauben werden wir, ich meine die Familie, meine sieben Kinder, meine Frau und ich, nur an ihn, Adolf Hitler. Ist ein Glaube greifbarer, wirklicher und natürlicher als dieser?

Hat der Führer uns nicht alles verwirklicht, was er für das Wohl einer Familie nur tun konnte? Hat er mir nicht Arbeit gegeben, um die Meinen wieder anständig zu nähren und zu kleiden? Hat er nicht meinen Kindern eine Zukunft gebaut, wie sie kein Land so leicht seiner Jugend aufzuweisen vermag?

Halt ist der Führer uns in jeder Lage! Schau, es gibt so manches im Leben zwischen einer Familie und der Welt, was hart und hart zusammenstößt. Dann hat man oft eine schwere Stunde, die nicht leicht zu überwinden ist. Und gerade in solcher Stunde, da gehe ich in mein Wohnzimmer, dort hängt das Bild meines Führers.

Und eine kurze Spanne Zeit dort dem Manne Adolf Hitler ins Auge gesehen, und ich sehe seinen großen Kampf, sein großes Wollen und Leisten, dann ist meine armselige schwache Stunde wieder fort, und der Gedanke an den Führer gibt mir wieder neuen Aufschwung.

Denn wie kann ich versagen, wenn ich das Große in und um Adolf Hitler vor mir sehe?

Meine Kinder kennen den Führer als den Mann, der alles befiehlt, alles regelt, der die Welt um sie baute. Der Führer ist meinen Kindern die sichtbare Person, was man uns früher als Kinder so schwer darzustellen versuchte. Mit dem großen Unterschied, daß der Führer sich unter dem Volke bewegt, daß man ihm zujubeln kann und unsere Liebe immer wieder von ihm durch neue große Beweise belohnt wird.

Hoffnung ist unser Führer für uns in jeder Lage. Schau, lieber Kamerad, wenn man sieben Kinder großziehen muß, so ist dies nach des Führers eigenen Worten die größte Staatspflicht und eine heilige Aufgabe.

Diese Kinderseelen zu formen, zu rechten Menschen zu erziehen, ist eine Leistung, die nur deshalb so schön ist, weil uns der Führer die sicheren Grundlagen zu einer solchen Aufgabe schenkte. Er ist unsere Hoffnung, denn nur durch seine großzügigen Maßnahmen haben wir Kinderreiche „auch ein Leben“, wie es dem Menschen zukommt, er sicherte unsere Leistungskraft durch die Hilfen der NSV., durch die Kinderbeihilfe, er stellte die Mutter der Kinder auf hohe Staatsstufe und er gab dem Kinde den Wert des hohen Staatsgutes.

Meine Frau und ich, wir sind durch unsere Aufgabe zu erhöhtem Staatsaufgabenträger geworden, früher verlachte man die Kinderreichen, heute ehrt man sie. Und darum haben wir so große Hoffnung, unsere Kinder einer guten Zukunft entgegenzuführen, denn der Führer baute alle Grundlagen dazu, daß die Kinder einmal ebenso am Aufbau mithelfen werden, ebenso Familie gründen können und zur Sicherheit und Erhaltung des großen Vaterlandes beitragen können.

Ist es nicht herrlich, wenn man weiß, welch schöner Zukunft die Kinder entgegengehen, dabei denkt man unwillkürlich an die vergangenen Zeiten unserer Jugend, die Nachkriegszeit und Inflation, die Hungertage und so vieles, was schrecklich auf unsere damaligen Jugendtage und Entwicklung gewirkt hat. Und alles dies brauchen unsere Kinder nicht mehr mitzumachen, für alles haben sie die Sicherheit, daß unser Führer vorbaute, alles übersehend, und das Beste daraus für uns regelte.

Ist es nicht selbstverständlich, daß uns der Führer alles ist?“ Toni Dominik Sch., Unterammergau.

„Dieser oder keiner“

„Ich sehe das Bild noch genau vor mir, als ich im Jahre 1920 im Zirkus Krone in München den Führer zum erstenmal sah und sprechen hörte. Auf die Ankündigung: Es spricht Adolf Hitler! stand vor mir ein etwas schmächtiger junger Mann, mit knappem Rock, weichem Kragen und zerknitterter Krawatte, ärmlich gekleidet, und ich war neugierig, was der Mann mir zu sagen hatte.

Als ich dann diese Stimme hörte, die Leidenschaft seiner Worte, in dieser Zeit etwas Unerhörtes, die Steigerung seiner Ausführungen bis zur höchsten Spannung, da war es mir klar: Dieser Mann oder keiner! Dieses innere Gefühl hat mich bis heute nicht verlassen.

Die Größe dieses Mannes, seine Taten und geschichtlichen Erfolge erscheinen mir unendlich groß, und trotzdem sehe ich immer nur den Mann aus dem Volke, einen der unseren, vor meinem geistigen Auge; und es erfüllt mich mit Stolz, daß die Vorsehung zur Erfüllung der deutschen Geschichte gleichsam einen Bruder von uns erwählte.

Wenn ich gegenüber den Großen unserer deutschen Geschichte ein Gefühl der Ehrfurcht habe, so ist dies unserem

Führer gegenüber ein ganz anderes Gefühl; ich glaube es am besten mit Liebe bezeichnen zu können.

Er ist einer der Unseren, mitten aus dem Volke, der das unendlich Große schaffte und dabei der gleiche blieb vom ersten Tag, als ich ihn sah, bis auf den heutigen.

Ich bin diesem Mann so verfallen, daß ich ihn verteidigen würde, auch wenn er unrecht hätte, aber er kann ja nicht unrecht haben, er ist die Wahrheit und die Gerechtigkeit selbst.“ Gr. F., München.

„Ich denke an den Menschen“

„Oft und oft denke ich über den Mann nach, den ein 80-Millionen-Volk seinen Führer nennt. Ich denke aber dabei nicht so sehr an den Kanzler, sondern an den Menschen Adolf Hitler.

Als Freund der Berge vergleiche ich ihn da oft mit einer Wetterfichte auf einsamer Höhe. Wie diese steht er ja im tiefsten Grunde eigentlich allein. Mögen ihn noch so viele verehren, lieben und schätzen, als Mensch wird er immer zu kurz kommen, werden wir immer seine Schuldner bleiben.

Wo ist das Weib, das er Gattin nennt? Wo sind die Kinder, die ihn mit dem lieblichen Wort „Vater“ rufen? Wo ist der Schoß, in den er sein Haupt betten darf? Kann der Jubel des Volkes, kann Macht und Ruhm dieses einzige Glück ersetzen? Das denke ich immer wieder, wenn ich an den Führer denke.

Und noch niemals hat der Führer darüber geklagt, noch niemals hat er diesen Verzicht erwähnt. Wer aber ein Herz besitzt, wer den Führer betrachtet, wenn er ein Kind ansieht, der weiß es: „Adolf Hitler verzichtet und muß verzichten um einer größeren Sache willen.“

Und noch eins. Muß dieser einzigartige Arbeiter aus

seiner Gewissenhaftigkeit heraus nicht stets in Sorge leben? Kann er die zahllosen Verordnungen überprüfen, ja auch nur übersehen, die seinen klaren Gesetzen die Durchführung sichern sollen? Und kommt der Buchstabe mancher Verordnung auch dem Geist nach, der aus diesen klaren und guten Gesetzen spricht? Machen dumme oder gedankenlose Menschen nicht selten den Führer verantwortlich, wenn ein übereifriger Beamter in Verordnungen päpstlicher sein will als der Papst?

Wird der Mensch Adolf Hitler nicht manchmal in schlaflosen Nächten auch von diesen Sorgen bedrückt sein?

Alles das denke ich, wenn der Name Adolf Hitler vor meiner Seele steht.“ Otto R., Wien.

„Mein kühnster Traum“

„Was bedeutet mir der Führer in meinem Dasein? Schwer ist das zu sagen, denn tausendfältig sind diese Gefühle, die ich für diesen Mann hege.

Er ist schlechthin eben der Führer.

Ein Führer, wie ich ihn mir in kühnsten Träumen nicht vorzustellen wagte. Und diese Träume habe ich so oft gehegt. Ich sage Träume; konnte man 1918 in den Tagen des Zusammenbruchs als Frontsoldat vor dem Feinde träumen? Nun, dann waren es eben Wunschträume, oder, noch besser, Zwangsvorstellungen, die ich bekam, wenn ich das Bittere des Rückzugs und verlorenen Krieges nicht fassen konnte oder fassen wollte.

Vor meinem Auge tauchte dann eine visionäre Gestalt auf, der es gelingen müßte, all die Guten und Tapferen zu einem letzten Sturm zu begeistern, der alle inneren und äußeren Feinde niederschlagen müßte. Es war keiner da, der Ruf blieb aus, dem bestimmt Hunderttausende gefolgt wären. Und so nahm das Schicksal seinen Lauf, nur weil kein Führer da war, das wußte ich schon damals.

Ich stellte es fest bei tausend Begebenheiten, an der Front, in der Etappe, beim Ruheaufenthalt und beim Urlaub in der Heimat. Von später will ich nicht reden, auch nicht von den tausend Taten und Wundern, die der Führer vollbracht hat. So hat das Wort Führer für mich einen besonderen Klang.

Und welcher Mißbrauch wird oft von den Menschen mit dem Worte Führer getrieben. Man sollte dieses Prädikat wirklich nur Adolf Hitler zuerkennen und den Menschen von Jugend auf die Ehrfurcht vor diesem Wort einimpfen, wie es die christlichen Kirchen mit ihren Einrichtungen tun.

Wenn der Führer mir als Deutschem wieder ein stolzes Selbstbewußtsein eingegeben hat, so habe ich ihm auch eine ungeheure Besserung meiner wirtschaftlichen Lage zu danken. Eine autotechnische Erfindung bringt mir dank der durch ihn geförderten Motorisierung immer höhere Lizenzen ein, so daß ich erstens von einer drückenden Schuldenlast aus der Krisenzeit befreit wurde und zweitens ich mich des Lebens auch in dieser Hinsicht wieder freuen kann.“

„Die Sprache ist viel zu arm“

„... erscheint mir doch unsere schöne deutsche Sprache in Worten zu arm, um mein Empfinden auszudrücken. Jeder Satz, den ich hierüber schreiben würde, erscheint mir banal, ja phrasenhaft.

Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch, berücksichtigen Sie, daß es uns als einfachen Volksgenossen kaum möglich ist, unseren Gefühlen richtig Ausdruck zu geben.

Ich kenne Volksgenossen, die Gelegenheit und das große Glück hatten, unseren Führer einmal in der Nähe zu sehen, einzelne sogar, ihm die Hand zu drücken. Und wenn ich diese Volksgenossen fragte, was sie dem Führer gesagt

hätten, dann bekam ich die Antwort: „Nichts, dazu waren wir einfach nicht fähig.“

Sehen Sie, so würde es mir gehen, hätte ich das Glück, einmal dem Führer die Hand zu geben. Nehmen Sie zum Schluß die Versicherung hin, alles, was ich für meine Frau, meine Kinder, meine Eltern tun muß, ist selbstverständlich Mannespflicht. Wieviel mehr muß ich für den Mann tun, der mir erst ermöglichte, Familie zu gründen, der mir Arbeit gab nach sechs Jahren unsteten Wanderlebens, und der heute Tag und Nacht für die Sicherheit des Landes und damit auch für mich und meine Familie sich müht und sorgt, unseren lieben Führer Adolf Hitler.

Und über diese einfache, selbstverständliche Mannespflicht soll man nicht reden, sondern durch die Tat beweisen. Still und bescheiden, ohne große Worte.

Möge der Allmächtige mir die Kraft geben, dem Führer einen gesunden, kräftigen Nachwuchs zu erziehen. Ich fühle mich glücklich, in dreijähriger Ehe mit drei gesunden Kindern meinen Teil zu den Grundsätzen des neuen Großdeutschlands beigetragen zu haben.“

Alfred G., Laage i. Mecklbg.

„Es kommt der Tag!“

„Ich komme mir herzlich unbeholfen vor, wie ein Kind, das von der Mutter gefragt wird, wie lieb es sie habe. Und dieses Kind findet keine Ausdrucksform, keinen Vergleich für die Größe seiner Empfindung. Was mir mein Führer gab, ist nicht nur eine politische Weltanschauung, viel mehr! Er gab mir einen Glauben, den ich eigentlich nie, selbst als Kind nicht besessen habe.

Es ist der Glaube an uns selbst, an unsere Stärke, an unsere Größe. Der Glaube an die geheimnisvolle Kraft des Blutes, der Heimatscholle, der deutschen Nation.

Vielleicht werden Sie als Altreichsdeutscher nicht die Empfindung teilen können, die in mir als ehemaligem Österreicher jetzt ist. Es war früher ein gewisses Gefühl der Minderwertigkeit, bedingt durch die Kleinheit des Staates, und wenn es hieß, ja, das ist ein Deutscher, dann war es immer ein Aufblicken zu etwa Großem. Und jetzt hat unser Führer uns heimgeführt zu dem Großen und gab uns das Große.

Es ist ein so schönes und stolzes Gefühl auch ein Deutscher zu sein. Solch ein Gefühl verpflichtet. Und ich fühle mich mit Leib und Seele verpflichtet.

Mein Führer gab meinem Leben Wert und Inhalt, Zweck und Sinn. Und für all das Worte des Dankes und der Liebe zu finden, dazu fühle ich mich zu schwach. Ich glaube, daß ich es besser treffen würde, wenn ich eine Aufgabe bekäme, mit Taten meine große Liebe zu diesem Manne, meine Hingabe zu diesem Manne zu beweisen.

Vielleicht wird der Tag kommen, wo ich den Beweis meiner Verehrung, Treue und Liebe durch die Tat beweisen kann.

Und ich bin mir dessen bewußt, daß mir dies besser gelingen wird als mein heutiges Schreiben, weil so tiefe Seelenvorgänge und Herzensentscheidungen, sollen sie nicht phrasenhaft klingen, sich nicht aussprechen lassen.“

Friedrich G., Wien.

„Aus der Qual, Mutter zu sein ...“

„Es gab eine Zeit, da schien mir das Leben kaum lebenswert. Ich hatte den Glauben verloren, den Glauben an eine sinnvolle Ordnung aller Dinge, den Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit. Und doch fühlte ich mich unendlich abgestoßen dort, wo man Gott leugnete und zugleich das

Heiligste, das ein Mensch auf der Welt besitzt, das Vaterland.

Dagegen wehrte sich mein Blut. Mancherlei Glück wurde mir gepriesen, das diese Zeit gebären sollte. Glück aus solcher deutschen Not? Ich vermochte es nicht zu glauben. So war ich denn wie ein Pendel, fand hier keinen Halt und dort nicht.

Der Beruf aber stellte Tag um Tag fragende Kinderaugen vor mich hin, die forderten klare Entscheidung. So gewöhnte ich mich an eine Einsamkeit und nahm meine innere Stimme als Wegweiser. Vor den Kindern aber quälte mich immer wieder die Frage:

Darfst du die Kinder so lenken? Was sollen sie in solcher Zeit? Werden sie nicht einmal genau so hilflos und verlassen sein wie du? —

Und heute? Brauche ich mich heute zu quälen, wie ich meine Kinder erziehen soll? Deutsch sollen sie sein! Der Führer hat mit seinen herrlich klaren Worten alle Begriffe so wundersam umrissen. Reinlich sein, trennt recht von schlecht, weiß von schwarz, oben von unten. Alle deutschen Quellen hat er freigelegt, daß ich meine Kinder nur hinzuführen brauche. Sein Glaube hat Berge versetzt und ist mir kleingläubigem Menschen ein ewiger Vorwurf und eine ständige Mahnung.

Gottlos sollen wir deutschen Menschen geworden sein? Nie spürte ich die göttliche Gewalt so nahe wie in der Größe dieser Zeit, in der Größe des Führers. Das muß sich auswirken auf all mein Tun und Lassen, denn die Zeit ist so groß, wie wir Menschen sie unserem Handeln nach verdienen. Das lehrte mich Adolf Hitler, und ich will es meine Kinder lehren.

Wenn die Kinderhände sich Abend um Abend falten: „Lieber Gott, beschütze unsern Führer!“, dann durchflutet

mich ein grenzenloser Dank an das Schicksal, das uns diesen Mann gab. Immer noch packt es mich wie ein unfaßliches Wunder, daß es einem Menschen möglich war, in dieser kurzen Zeit aus dem Chaos eine Ordnung zu schaffen, aus dem Lande der Väter, das mir oft fremd und unverständlich war, ein Zuhause zu machen, in dem ich mich nicht nur geborgen fühle, auf das ich stolz sein kann.

Aus der Qual, Mutter zu sein, Kinder in ein Leben stellen zu sollen, das einem selbst sinnlos erschien, machte Adolf Hitler eine beglückende heilige Lebensaufgabe. Der Führer gab meinem Leben Richtung und Ziel!

Es gibt ja nur einen einzigen Dank, den ich jemals abstatten könnte: Auch dann, wenn ich einmal die Begründung der Entschlüsse des Führers nicht erkennen oder gar verkennen sollte, gerade dann ihm blindlings zu vertrauen.

Erst wenn ich dazu bereit bin, habe ich die Berechtigung zu sagen: „Mein Führer“.

Erna W., Berlin.

„Mein Glück“

„Der Führer ist mir der Inbegriff aller Tugenden, die das deutsche Volk besitzt. Er ist mir das Vorbild schlechthin; er ist mein Vater, der mich erlöst hat von dem Druck und der Schlacke, die auf meiner Seele lasteten, der mich gelehrt hat, über den Daseinszweck meines Lebens nachzudenken und der meinem Leben neuen, wertvolleren Inhalt gegeben hat.

Ich bin zwar kein frommer Mensch im Sinne der christlichen Lehre. Ich halte die Blutgemeinschaft der Rassen eine viel mehr von Gott gewollte Gemeinschaft als die von Menschen konstruierten Einrichtungen auf dieser Erde.

Trotzdem wandern meine Gedanken fast täglich zurück. Ich stelle dann Betrachtungen darüber an, ob ich vor

meinem Führer und Vater Adolf Hitler bestehen könnte, wenn er meine Gedanken, Worte und Werke wüßte.

Für mich lautet die Frage immer, was würde mein Führer Adolf Hitler dazu sagen, wenn er dies und jenes von mir wüßte? Und dann durchströmt mich eine innere Glut, ein unsagbares Gefühl der Befriedigung, wenn ich nach reiflichem Nachdenken zu der Überzeugung gelange, dies und jenes würde Adolf Hitler gutheißen.

Zu diesem Resultat gelange ich allerdings nicht immer; oft muß ich mich schämen, wenn ich Gedanken, Worte oder Werke des Tages Revue passieren lasse. Ich muß mich dann trösten mit dem Gedanken, du erreichst eine ausschließliche Vollkommenheit nie.

Wenn ich aber so viel für mein eigenes Leben diesem Manne verdanke, dann müßte ich doch ein Hundsfott sein, wenn ich dies nicht dankbar anerkennen wollte. Und damit muß ich Erwägungen darüber anstellen, wie kannst du einen Teil dieser Dankesschuld abtragen.

Das kann ich doch nur, wenn ich mir innerlich vorbehaltlos vornehme, meinem Führer Adolf Hitler jederzeit rückhaltlos Gefolgschaft zu leisten, und zwar, wenn es sein muß, bis zum Tode, was aber auch immer kommen mag.

Dann ist es mir ein Herzensbedürfnis, überall und jederzeit meine Pflicht zu erfüllen, nicht nur in meinem Beruf, sondern vielmehr noch im ehrenamtlichen Parteidienst an meinem Volk und schließlich auch Vorbild zu sein in meinem privaten Leben als Hausherr, Nachbar, Ehegatte, Vater und Ahnherr kommender Geschlechter. Daß ich dies kann, daß ich die seelische Kraft hierzu finde, verdanke ich wiederum Adolf Hitler.

Diese Wechselwirkung ist das Glück meines Lebens."

Fritz K., Berlin-Charlottenburg.

„Wie ein Wunder“

„Einst wurden wir religiös erzogen, im Sinne einer Anschauung, die aus den Wolken gegriffen schien, unpersönlich und abstrakt. Diese Anschauung besserte nicht den Menschen, sie vertiefte ihn kaum, eher erzog sie ihn zur Mutlosigkeit und zur Passivität. Daran, an dieser meiner Meinung kann auch alles das, was die Kirche auf der Grundlage ihrer Weltanschauuung Schöpferisches hervorbrachte, nichts ändern.

Seit meinem Eintritt in die Partei haben mich immer wieder die Worte und Taten des Führers begleitet, und sie werden immer mehr zum Inbegriff meines eigenen Wollens und Handelns, soweit es einem Menschen überhaupt möglich ist, seinem Beispiel immer und überall nachzueifern, denn vieles an der Persönlichkeit des Führers ist so groß und überwältigend, daß man immer wieder nur — es mag abgegriffen klingen — als ein Wunder bezeichnen mag.

Bei manchem Schritt, den ich unternehmen wollte oder mußte, habe ich an den Führer gedacht, und manches ist mir leichter geworden. Nach meiner Rückkehr aus dem Ausland hatte ich mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber nie vermochte auch nur eine mich verzweifeln zu lassen, denn ich wußte, daß die Sorge des Führers jedem einzelnen gilt, und darum allein ist es ja möglich, allen das Glück der deutschen Volksgemeinschaft zu bringen!

Der Führer hat mir durch seine Tat — ganz persönlich — viele Gebiete erschlossen, an die ich mich früher entweder nicht herangewagt oder für die ich mich nicht interessiert hätte. Der Glaube an den Führer und sein Werk haben mir Kraft gegeben, mein Leben auf Bahnen zu zwingen, die aufwärts führen.

In dieser entgotteten, dem Mammon verfallenen, von

Haß und Brudermord zerfleischten Welt, dieser Welt des Wahnsinns, inmitten dieses Chaos entsteht ein Mittelpunkt, von dem ein Leuchten ausgeht, das in eine Zukunft weist, die schöner als unsere Vergangenheit sein wird.

Unsere Gegenwart? Ich bin stolz, in ihr zu leben, als Deutscher zu leben, und daß der Führer unserer Zeit und unserer Generation Aufgaben gestellt hat, deren Lösung einstmals meinen Kindern Friede und Glück bringen soll, das danke ich ihm aus vollem Herzen, das will ich ihm danken durch Treue und Liebe!“

Werther W. D., Berlin.

„Als hätte ich ihn gekannt“

„Die ersten Bilder, die ich vom Führer des deutschen Volkes, Adolf Hitler, gesehen habe, waren bösartige Karikaturen, die ersten Worte, die ich über seine Person gehört habe, waren häßliche Beschimpfungen und Verleumdungen. Ich war zu dieser Zeit noch ein Kind, und die Demokratie herrschte unumschränkt in meiner Heimat.

Die erste Empfindung, die ich daher für diesen so arg verspotteten Mann empfand, war Mitleid; ohne es so richtig zu verstehen, fühlte ich, daß dieser Mann nicht schlecht sein konnte, wenn ihn dieses fremde, feindliche Element, das alles beherrschte, haßte. Ich begann, mich für ihn zu interessieren, und älter werdend, hörte und verstand ich immer mehr von seinem Kampf und seinem Ringen um Deutschland.

Was ich für den Führer empfinde, welche Rolle er in meinem Dasein spielt — wie soll ich das in Worte kleiden? So voll gläubigen Vertrauens, wie ich in meiner Kindheit betete, ganz durchdrungen von seiner Güte und Kraft, so sehe ich nun zum Führer auf.

Und das Wunderbare dabei ist, daß er mir so vertraut ist, als hätte ich ihn schon immer gekannt, als wäre er

immer um mich und könnte meine Gedanken und Taten sehen. Seine Worte und Lehren bestimmen meine ganzen Handlungen. Ich kann mir den Führer aus meinem Leben ganz einfach nicht mehr wegdenken.

Ich erinnere mich noch der Zeit, da ich die ersten Reden von ihm durch das Radio hörte. Machtvoll und aufrüttelnd war seine Stimme, und mir war, als würde etwas aufbrechen in mir, etwas unsagbar Schönes, das ich immer schon gefühlt hatte, aber nicht sagen konnte.

Das empfinde ich als das Herrlichste an dem Führer, daß er ein Mensch ist wie wir alle, daß es nichts Trennendes gibt zwischen ihm und seinem Volk und daß er immer so bleiben wird, wie er ist — schlicht, voll Güte und Verständnis und treu." Anni W., Neunkirchen.

„In schwersten Stunden ..."

„In den schwersten Stunden meines Lebens, als alles über mir und meiner Familie zusammenzubrechen drohte, hat mich der Glaube an den Führer vor dem Schlimmsten bewahrt und mir Mut und Kraft im Kampf um das nackte Dasein verliehen. An seinem fanatischen Idealismus und seinem unerschütterlichen Glauben an die Ewigkeitswerte des Volkes habe auch ich mich wieder aufgerichtet und alle Feigheit und Mutlosigkeit abgestreift.

Seine Mahnung, nichts vom blinden Zufall und alles von der eigenen, gesammelten Kraft zu erwarten, habe ich zum Grundsatz erhoben und mich und meine Familie wieder aus tiefster Not emporgearbeitet.

Ich blicke mit meinen 65 Jahren mit Stolz und tiefer Genugtuung heute auf die Errungenschaften dieses Kampfes zurück und bekenne frei und offen: Der Führer war unser Retter aus Not und Elend, ihm, seinem unbeugsamen Glauben, seinem Kampf gegen Verzweiflung

und Mutlosigkeit, gegen Schwachheit und Feigheit, gegen Fatalismus und Gleichgültigkeit haben wir unsere Wiedergeburt zu verdanken." Wilhelm F., Landau/Pf.

„Ohne Augen zurück aus dem Krieg"

„Zunächst muß ich gestehen, daß ich nicht sofort beim ersten Erscheinen unseres Führers gleich sein begeisterter Anhänger war, was mit vielen Ereignissen zusammenhängt, die hier zu erörtern nicht in Frage kommen. Ein schwerwiegender äußerer Anlaß war wohl der Hauptgrund:

Ich bin aus dem Weltkrieg zurückgekehrt, sehr selten unter Menschen gekommen, weil ich ohne Augen heimgekehrt bin, d. h. ich lebe seitdem als Kriegsblinder, und da erklärt es sich leicht, daß ich sehr zurückgezogen leben mußte, auch fast keinen Umgang hatte, von dem ich über die Weltvorgänge hätte etwas erfahren können.

Daß ich keine Zeitungen las, ist auch nicht verwunderlich, wie hätte ich also etwas von Adolf Hitler wissen sollen.

Heute kann ich es nicht genug beklagen, daß ich damals so eben draußen leben mußte und daß ich nicht auch unter denen war, die zuerst den Mut hatten, zu Adolf Hitlers Fahne zu schwören, und die heute von jedermann mit Freude angesehen werden.

Sie können sich nicht vorstellen, wie oft ich mir sage, hätte ich damals, als ich verbittert und hilflos zu Hause saß, nur einmal Gelegenheit gehabt, unsern Führer reden zu hören, auch mir wäre seine Stimme und seine Rede bis ins tiefste Herz gedrungen, wie es nachher geschah, als mich ein guter Stern in eine große Versammlung brachte, wo ich ein paar Meter von der Stelle saß, wo der Führer eine seiner begeisternden und ergreifenden Reden hielt.

Der Erfolg war bei mir, daß ich sofort hinging und mich als Parteimitglied meldete. Ach, warum kam dies Erlebnis nicht ein paar Jahre früher an mich heran. Nachzuholen gibt es da leider nichts, was kann ein Blinder auch tun?

Ihm bleibt nichts, als im Herzen für den Führer zum Himmel beten, daß er uns erhalten bleibe, solange ein Mensch nur leben kann. Daß er sein Leben lang vor allem Unheil bewahrt bleiben möge und seine göttliche Kraft ihn bis zu seinem letzten Atemzuge nicht verlasse.

Wenn ich seinem gottgesegneten Wirken am schönsten gerecht werden will, dann geht das am besten durch einen Vergleich zwischen den früheren für das deutsche Volk verderblichen Zeiten und heute.

Was war und was bedeutete Deutschland selbst vor dem Kriege in der Welt? Es war bis zu einem gewissen Grad angesehen; aber ich wenigstens bin überzeugt und habe es auch selbst im Ausland erlebt, es war mit dem heutigen Ansehen, ich möchte sagen der Ehrfurcht, nicht zu vergleichen, die wir heute in der Welt genießen. Wie standen wir aber erst in der unseligen Systemzeit da?

Als ehrliebender Mann hatte man wohl Grund, sich zu schämen, daß man dem deutschen Volke angehörte, nicht deswegen, weil man als Deutscher geboren und erzogen war, sondern deshalb, weil die Männer, die berufen waren, unsere nationale Ehre vor der Welt und gegen die Welt zu verteidigen und hochzuhalten, feige und ehrlose Jammerlappen waren, die vor jedem Stirnrunzeln eines Franzosen, Engländers, Amerikaners auf den Bauch fielen und sich mit Fußtritten behandeln ließen, die niemals wagten, ihr Maul aufzureißen und sich den Respekt zu verschaffen, den ein großes Volk, das in vier Kriegsjahren übermenschliche Leistungen vollbracht hatte, verlangen konnte.

Ist es nicht uns allen hundertmal ergangen, daß wir bei irgendeiner neuen Unverschämtheit eines uns feindlichen Staatsmannes vor Grimm kochend die Faust in der Tasche ballten, wenn wir uns sagen mußten, da werden wieder große Töne vom nationalen Selbstgefühl geredet und getan wird zum Schluß doch wieder nichts, sondern am Ende werden alle uns zugemuteten Forderungen ja doch wieder mit der größten Ergebenheit erfüllt.

Wer weiß nicht noch, mit welcher Entrüstung ausposaunt wurde: Niemals wird sich ein Deutscher finden, der diesen Schandvertrag unterschreibt! Keine 24 Stunden darauf war er gehorsam unterschrieben und noch gehorsamer erfüllt, obwohl jedes Kind hätte einsehen können, daß es physisch unmöglich war, diese Bedingungen zu erfüllen. Aber bei uns wimmelte es ja von fluchwürdigem ehrlosem Gesindel, das bewußt darauf hinarbeitete, Deutschland in Grund und Boden zu vernichten.

Jeder gute Deutsche lief dazumal immer nur mit Grimm und Bitterkeit herum, der sich nicht Luft machen konnte. Und alle feindlichen Staatsmänner wußten sehr genau, von den Deutschen können wir verlangen, was wir wollen, und wenn es das Unsinnigste wäre, sie nehmen es an, und wir lachen uns ins Fäustchen.

Da erschien, wie von Gott gesandt, Adolf Hitler, und wenn auch nicht gleich vom ganzen Volk erkannt, so zwang doch die Gewalt seiner Rede und die seines Wesens bald alle in seinen Bann, die nach Erlösung schrien.

Und wie bald brachte er die Erlösung, und nun vergleiche man heutige Zustände mit damaligen.

Heute kann die Lage noch so trübe aussehen, ich z. B. tröste mich immer mit dem Gedanken: Sorgen haben? Wo-

vor? Wozu haben wir denn einen Führer, der Adolf Hitler heißt, der sorgt für uns, der wacht für uns, der wird alles zu einem guten Ende führen. Und tut er das denn nicht auch immer?

Freilich, mathematisch kann man seine Größe schwer messen, wenn überhaupt, man muß sie fühlen und mit hingebendem Herzen fühlen und auch nur, wenn man das kann und tut, ist man imstande, dem Führer ein winziges Stückchen Dank abzustatten, den wir alle ihm schulden."

Dr. J., München.

Es geht um alles!

Im Westen, Februar 1940.

„Vor Beginn des Feldzuges in Polen stand ich im Dienste einer großen Versicherungsgesellschaft und übte eine Reisetätigkeit aus, die mich in große Teile unseres Vaterlandes führte. Dadurch kam ich mit großen Bevölkerungskreisen in Berührung.

Schon seit dem Frühjahr 1939 hörte man überall die Frage: Wie lange wird sich der Führer die Verunglimpfungen von England und seinen Trabanten noch bieten lassen und wie lange darf sich polnischer Größenwahn noch austoben. Jeder Mensch harrte gespannt und vor allem in größter Ruhe der Entscheidungen des Führers.

Es konnte sein, wer es wollte, von jedem einzelnen konnte man mit Überzeugung und grenzenlosem Vertrauen hören: Mag kommen, was kommen will, unser Führer wird es schon machen und auch ganz bestimmt den richtigen Weg wählen und finden. Immer höher stieg die Spannung, und wie man überall feststellen konnte, auch damit das Vertrauen zum Führer. Nachdem wir

abends noch neue Nachrichten gehört hatten und damit neue Übergriffe polnischer Horden erfahren hatten, gingen wir am 25. August 1939 zu Bett, um dann ganz plötzlich geweckt zu werden.

Mein Schwager, der dem Grenzschutz angehörte, war alarmiert worden, um das Schustermesser mit dem Gewehr zu vertauschen, und kam, um sich zu verabschieden. Da ich mich als ehemaliger Berufssoldat sofort zu melden hatte, weckte ich auch meine Frau, und wir beschlossen, noch in der Nacht nach Sorau zurückzukehren.

Da aber keinerlei Bahnverbindung vor dem Morgen zu erreichen war, haben wir uns per Rad, und noch auf geborgten Rädern, auf die Achse gemacht, um nach rund 40 Kilometer Nachtfahrt ja rechtzeitig zur Stelle zu sein. Alles war noch ruhig, als wir ankamen, nur das Meldeamt war hell erleuchtet.

Gegen 1/24 Uhr am 26. 8. 1939 kam dann die schon lange erwartete Einberufung und damit das Ausziehen des Zivilisten. In aller Eile wurden der Frau noch einmal alle Papiere privater und geschäftlicher Art erklärt, um dann gegen 5 Uhr nach dem Bahnhof zu gehen.

Auf dem Wege zum Bahnhof zeigte sich so ganz deutlich der riesige Wandel, den das Volk seit dem Jahre 1933 und dank der Erziehung durch den Nationalsozialismus durchgemacht hatte. Kein sogenannter Hurrapatriotismus, kein Jammern und kein Klagen war zu spüren, nein, man konnte nur aus jedem Gesicht eiserne Ruhe lesen, und von jedem hörte man: Es ist genug, wir können als Deutsche nicht noch mehr Beleidigungen dulden, sondern mit Waffen in der Hand wollen wir unsere Ehre wahren.

Selbst auf dem Bahnhof, wo die Frauen Abschied von ihren Männern nahmen, sah man, wie sich jede Frau

eisern beherrschte und die Tränen zurückhielt, eben weil jede von ihnen wußte, um was es ging. Dann kamen die Mobtage, und wieder erfuhren und sahen wir, was der Führer mit seinem Stabe in stiller Arbeit geschaffen hatte.

Es klappte wie am Schnürchen, und jeder von den in bestimmt großer Zahl einberufenen Reservisten war in 2 Tagen Soldat, ohne daß ein Knopf gefehlt hätte. Auch in Forst das gleiche wie in Sorau. Die gleiche Ruhe, die gleiche Beherrschung, die gleiche Entschlossenheit.

Das ganze Volk schien aus einem Guß. Dann hieß es verladen, wieder ging alles wie am Schnürchen, kein Lärmen war zu hören, jeder wußte, um was es ging. An der Grenze angelangt, sahen wir erst, wie die vom Führer geschaffene Wacht im Osten aussah. Dann kamen große Märsche und nach dem Grenzübertritt auch bald die ersten Kämpfe. Aus den Zivilisten waren deutsche Kämpfer geworden, die nicht mehr rechts oder links sahen, sondern für die gerechte deutsche Sache zu kämpfen und zu sterben verstanden.

Wir sahen bald die Leiden der deutschen Brüder mit eigenen Augen, und mancher, der gezweifelt hatte an Zeitung und Radio, sah ein, daß die Wirklichkeit noch viel grauenvoller war.

Wir sahen, wovor der Führer das deutsche Volk bewahren wollte, und wir sahen, wie nötig die vom Führer geschaffene Wehrmacht war.

Über die weiteren Kämpfe und die einzelnen Erfolge will ich hier nicht schreiben, nur sah ich als ehemaliger Gegner des Nationalsozialismus, wie nötig der vom Führer gepredigte und oft von mir verlachte Antisemitismus war. Juden, Schmutz, Verbrechen, wo man hinsah, und nach Lodsch war ich selbst einer von denen, die nie wieder mit einem Juden einen Kompromiß schließen würden.

Als uns dann noch bekannt wurde, daß unser Führer selbst an der Front ist und immer dort weilt, wo die schwersten Entschlüsse zu treffen sind, gab es bestimmt keinen mehr, der nicht stolz und glücklich war, Soldat zu sein.

Wenn man dann von Kameraden, die 1933 genau so wie ich wegen anderer politischer Einstellung nicht gerade mit Samthandschuhen angefaßt worden sind, hört: Donnerwetter, Adolf ist doch ein ganz anderer Kerl als die Leutchen von 1914, und es lohnt sich doch, ihm zu folgen, weil er immer vorlebt, so ist es bestimmt mehr wert als große Phrasen.

Unser Führer hat vielleicht noch niemals sich größere Freunde und Mitkämpfer geschaffen als durch sein ständiges Verweilen an der Front. Wer den Jubel gehört hat, wenn es hieß, der Führer kommt zu uns, der kann sich auch die Erfolge und mit größter Bereitschaft ertragenen Strapazen gar nicht vorstellen.

Als es dann nach dem Westen ging, gab und gibt es bei uns nur eins, so bald als möglich und so gründlich wie möglich das englische Lumpenpack so zu züchtigen, daß es ihnen vergeht, noch einmal die Entwicklung unseres Volkes zu hindern. Obwohl ich in der Heimat zur Zeit ohne Stellung bin, weiß ich meine Familie versorgt, und ich kann unbeschwert meine Pflicht tun.

Ich weiß, daß es um alles geht, daß es für Deutschland nur einen endgültigen und entscheidenden Sieg geben darf, wenn wir und unsere Kinder und damit das ganze deutsche Volk leben wollen, und es ist leicht zu folgen, denn wir haben ja ein so leuchtendes Vorbild, eben unseren Führer!"

Heil Hitler!

Erich B., Unteroffizier.

Ein Soldat an den Führer

Standort, den 20. April 1940.

„Mein Führer!

Lange haben wir überlegt, meine Kameraden und ich, was wir Ihnen zum Geburtstag schenken können. Wenn an diesem Tage jeder im deutschen Volk seine Gabe auf Ihren Tisch legt, wollten wir Soldaten nicht fehlen. Wie alle anderen wollten auch wir Ihnen zeigen, daß der Tag, an dem Sie geboren sind, unter allen Tagen der schönste und festlichste für uns ist, ein Tag, an dem mit Ihnen, mein Führer, gleichsam die ganze junge deutsche Nation geboren wurde.

Denn diese Nation, die heute in undurchdringlicher Tuchfühlung gegen den Feind und in einem nie wieder zu erschütternden Willen zum Siege zusammensteht, ist in Ihrem Namen, Ihrem Leben und Ihrem Werk beschlossen. Ihre Feinde sind unsere Feinde, der Kampf, der so lange nur Ihr Kampf war, ist nun nicht nur unser aller Kampf, sondern der Kampf der ganzen neu anbrechenden Epoche gegen eine alte und faulige Zeit geworden.

An dem Tag also, an dem Sie das Licht der Welt erblickt haben, hat die ganze Welt ein Licht erblickt, welches über die Jahrhunderte strahlen wird. Was Wunder, daß wir diesen Tag feiern wie keinen andern und daß wir ihn gerade in diesem Jahr feiern wie nie zuvor und vielleicht auch wie niemals später wieder: so, wie es seiner ganzen unabsehbaren Bedeutung würdig ist, im Gleichklang aller Herzen, in der Anspannung aller Kräfte, im Bewußtsein aller Verantwortung vor der Zukunft und in dem erhabensten Glücksgefühl, das Menschen empfinden können, Ihr Leben, mein Führer, mitleben zu dürfen, an Ihrer Aufgabe mitschaffen zu helfen, in diesem einzigartigen

Augenblick der Weltgeschichte Ihr Volk, Ihre Gefolgschaft, Ihre Schildträger und Soldaten zu sein.

Es fällt uns Soldaten nicht leicht, viele und große Worte zu machen. Wir sind Männer, die Ihr Ruf aus allen Gauen Deutschlands, aus allen Schichten und Berufen zusammengezogen hat. Und so verschiedenartig die Landschaften, aus denen wir kommen, und die Beschäftigungen waren, die uns vordem täglich ausfüllten, so verschiedenartig äußert sich Wesen und Gefühl eines jeden von uns, wenn das von der Begeisterung und dem Erlebnis dieser Minute über und über erfüllte Herz den Mund zum Überlaufen bringt. Aber in dem einen sind wir nun alle gleich, in dem Willen zur Pflicht, in dem Entschluß, uns für Sie einzusetzen.

Was auch früher jeder für sich gedacht und jeder für sich getan haben mag, heute sind wir alle auf die eine Tat gestellt, deren Notwendigkeit das Schicksal unseres Volkes, deren Gesetz die Umstände unseres Jahrhunderts und unserer Generation und deren Ziel Sie selbst, mein Führer, bestimmt haben. Nicht Worte wollen wir Ihnen, sondern Taten.

Das ist alles, was wir Ihnen schenken können; denn was ein jeder an Eigenem zu geben gehabt hätte, das hat er Ihnen bereits gegeben. Beruf und Stellung, unsere Frauen, unsere Kinder, unsere Freunde, das Behagen unserer Stuben, die Bequemlichkeit des bürgerlichen Lebens, alles das haben wir eingetauscht gegen die harte Zucht des Soldatentums, gegen die Nähe der Gefahr und ständige Einsatzbereitschaft.

Manchem ist das gewiß schwerer gefallen, als er zugeben möchte. In dem Humor der Soldaten, in ihrer Ausgelassenheit, ihren Späßen, ihrem Poltern und Lachen, in ihren Liedern klingt immer etwas mit, was an diese

harte Verwandlung des einzelnen Menschen in einen neuen, nun ganz der Gemeinschaft gehörenden erinnert. Aber wir sind Männer und wollen uns so wenig wie möglich anmerken lassen. Wir wissen, daß wir keine andere Wahl hatten, und wir wissen auch, daß wir nicht anders gewählt hätten, wenn wir vor die Wahl gestellt worden wären.

Viele, die in der Heimat ihren früheren Beschäftigungen nachgehen können, ahnen kaum, wie vollkommen eine solche Umwandlung ist. Sie haben nicht den Ernst des Opfers und des Verzichts erfahren müssen, aber sie haben auch nie den Aufschwung der Seele und das Glück empfunden, das aus diesem Opfer erwächst. Sie können vom Krieg lesen oder auch sprechen, aber sie haben dem Krieg niemals wirklich in das strenge unvergeßliche Gesicht gesehen, welches das eigentliche Gesicht der Geschichte ist.

Sie mögen über den Krieger urteilen, je nachdem, wie er ihnen begegnet und wie er ihnen gefällt, niemals werden sie das Erlebnis jener ritterlichen Armut haben, die seit jeher das Kennzeichen des Menschen gewesen ist, der für etwas Überpersönliches kämpft.

Für etwas sich einsetzen zu dürfen, das über unseren eigenen kleinen Lebensbezirk hinausreicht, auf alles Persönliche um eines Größeren willen verzichten zu können, einer erhabenen Sache mit allem, was man besitzt, selbstlos und ohne eigenen Gewinn und Anspruch dienen zu sollen, das ist der Sinn des Soldatentums, aber auch sein Stolz, seine Krönung, sein Adel.

Und das, mein Führer, haben Sie nicht nur als Soldat im Weltkriege erfahren, das wissen Sie nicht nur als der Erste Soldat in diesem Kriege, sondern das haben Sie uns ein Leben lang vorgelebt und leben es uns noch jeden Tag wieder vor.

Was könnten wir Ihnen also Besseres schenken als das Gelöbnis unserer Treue, unseres Gehorsams und unseres Glaubens an Sie, mein Führer, und die gewaltige Aufgabe, die Ihnen die Vorsehung gestellt hat? Und was könnten Sie von uns anderes annehmen wollen? Sie leben in der gleichen ritterlichen Armut wie wir. Sie tragen den gleichen grauen Rock wie wir. Wie wir stehen Sie des Morgens auf und legen sich des Abends nieder in dem gleichen Gedanken, Deutschland zu dienen, rastlos und selbstlos und ohne nur einmal denken zu dürfen, daß die Last Ihres Amtes und die Sorge Ihrer Verantwortung von Ihnen genommen werden möchte.

Sollten wir, die wir durch Ihr Vorbild erst das wurden, was wir sind, Ihnen wünschen, daß es anders wäre? Sie würden lächeln und uns fragen, ob wir glauben, daß Sie der wären, der Sie sind, wenn sie anders lebten, als Sie leben müssen. Sollen wir Ihnen gar wünschen, was die Menschen gemeinhin unter Glück verstehen, friedliches Behagen, ein gesichertes Auskommen, Ruhe und Gemächlichkeit und den ungetrübten Genuß alles dessen, was die Welt zu bieten vermag?

Es gibt so vielerlei, was sich die Menschen wünschen. Meist ist es immer das, was sie gerade nicht haben und nicht können, und meist ist es so töricht wie der Wunsch jenes sagenhaften Königs, daß einmal alles, was er berühre, ganz zu Gold werden möge. Wie diesem König, den nur die Nachsicht eines Gottes vom Verhungern errettete, würde es den Menschen ergehen, wenn alle solche Wünsche in Erfüllung gingen.

Und wünschten wir Ihnen, mein Führer, was sich die Spießer wünschen, so würden Sie gewiß zornig werden und glauben, daß wir keine richtigen Soldaten wären.

Nein, mein Führer, mit solchen Vorstellungen wollen

wir Ihnen nicht unter die Augen treten. Aber wir haben uns doch gefragt, wie das Glück aussehen muß, das wir Ihnen wünschen können. Wir haben uns gefragt, ob es die Beendigung dieses Krieges ist, der endliche Sieg über die Feinde, der ungeheure Triumph über Haß, Niedertracht, Unredlichkeit und Neid.

Wir alle glauben felsenfest, daß Sie diesen Triumph feiern werden, aber wir wissen auch ebensogut, daß es nicht der Haß gegen alle diejenigen ist, die so tief unter Ihnen stehen, sondern einzig und allein die Liebe zu Ihrem Volk in seiner schwersten Minute.

Wir wissen, daß aus dieser Liebe Ihr Wille entsprang, jenen langen, unendlich mühevollen und gefährlichen Weg zu gehen, den Sie gegangen sind.

Was Sie damals hinter sich ließen, war das Inferno des Weltkrieges, der ganze gespenstische Höllenspuk des ersten Unterganges einer hoffnungslos der Vernichtung verfallenen Welt. Was Sie mit sich nahmen, war der unerschütterliche Glaube an die seelische und sittliche Kraft des deutschen Volkes und die Gewißheit, daß dieses unser Volk in Feuer und Blitz und im Toben aller Elemente nun erst recht zu dem Punkt gelangt war, wo seine eigentliche Berufung begann.

Was Sie aber vor sich sahen, und was Sie, wie wir glauben, immer vor sich sehen werden, das war die riesige lichterfüllte Vision einer neuen schöneren und besseren Welt.

Wären Sie nur ein Maler gewesen, so hätten Sie diesen Anblick zu malen versuchen müssen. Wären Sie ein Dichter gewesen, hätten Sie ihn besingen können, wie einst Hölderlin die weite Landschaft eines erträumten helleren und glücklicheren Vaterlandes besungen hat. Da Sie aber ein Schöpfer waren, so haben Sie Ihre Hände erhoben

und begonnen, diesen Ihren Traum zu schaffen. Schon steht von allem so viel vor dem Auge der erstaunten Menschheit, daß auch der Fremde das unvergleichliche Ausmaß Ihrer Schöpfung bewundernd erkennen muß. Schon ist der gewaltige Grundriß in der Seele Ihres Volkes niedergelegt. Schon sind die tragenden Pfeiler in den weiten Himmel der Unsterblichkeit hinaufgemauert. Muß man nicht denken, daß dieser Krieg, den uns unsere Feinde mit merkwürdigem geschäftigem Eifer aufgezwungen haben, nur das letzte trotzige kindische Aufbegehren jenes ewig unbelehrbaren Teiles der Menschheit ist, der erkennen muß, was er nicht begreifen kann, und seine Augen geblendet und krampfhaft vor dem Überraschenden und Überwältigenden zumacht, weil er nicht glauben möchte, was er sehen muß?

Wir Soldaten sind stolz darauf, den Neubau der Welt, den Sie begonnen haben, vor diesem Trotz der ewig Verblendeten schützen zu dürfen. Wir wissen, welche Auszeichnung uns zuteil geworden ist, als Sie uns als erste aufriefen, Wächter und Bewahrer Ihres Werkes zu sein.

Schon hat die Welt erfahren, und sie wird es immer wieder erfahren, was es heißt, deutsche Soldaten, Ihre Soldaten, herauszufordern. Unerbittlich werden wir in diesem Kriege sein, wie Sie es uns befohlen haben, unnachsichtig jeden Beleidiger zurückweisen, unbeirrbar jede freche Hand zurückschlagen, die sich gegen Sie und Ihre Schöpfung erhoben hat. Aber während wir auf dem Posten stehen, auf den Sie uns gestellt haben, bitten wir Sie, mein Führer, daß Sie nicht aufhören mögen, jene überirdische Musik einer reineren und friedlicheren Zukunft zu hören. Niemals möge der beseligende Schimmer Ihrer Vision an Glanz verlieren, niemals das Gewölk der Sorgen, die Erbitterung des Kampfes, die Last der

Verantwortung, der Qualm der Schlachten seine Leucht-kraft trüben. Niemals mögen Sie irre werden an diesem Ihrem Volk, für das Sie da sind, und für das Sie schaffen.

Denn was wir Soldaten uns wünschen, ist, daß wir immer so vor Ihrem Hause Wache halten könnten wie eben jetzt. Was wir aber Ihnen wünschen, mein Führer, ist, daß Sie noch jeden Augenblick, den Sie wollen, ruhen können im Vertrauen auf unsere Wachsamkeit und versunken in den Anblick aller der großen wunderbaren Dinge, die Ihnen noch zu vollenden bestimmt sind."

W. M., SS-Mann.

Krieg und Familie

Der Führer hat einmal gesagt, er messe den Erfolg unserer Arbeit nicht am Wachsen der Straßen, nicht an den neuerbauten Fabriken oder den aufgestellten Divisionen, sondern an der Spitze des Erfolges stehe für ihn das deutsche Kind, die deutsche Jugend:

„Wenn das wächst, dann weiß ich, daß mein Volk nicht zugrunde gehen und unsere Arbeit nicht umsonst gewesen sein wird."

In diesem Bekenntnis zum ewigen Bestand des deutschen Volks liegt zugleich die Aufgabe, die der Führer uns gestellt hat. Sie weist über die Gegenwart und die nächste Zukunft hinaus in die Fernen kommender Geschlechter.

Alle jene Probleme zu lösen, vor die jede Generation oftmals zwangsläufig gestellt wird, ist schwer. Wir müssen noch mehr tun. Unsere Kinder und Kindeskinder sollen dereinst weiterbauen können und nicht mit den gleichen Sorgen kämpfen müssen wie wir. Nicht zuletzt deshalb wurden wir gezwungen, diesen Krieg zu führen.

Wir wissen, ja jeder einzelne ist sich dessen bewußt, daß es diesmal tatsächlich um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes geht. Und deshalb müssen wir und werden wir siegen. Doch der Sieg fällt uns nicht in den Schoß. Er wird wie jeder Krieg seine Opfer fordern und so die biologische Volkskraft schwächen,

in welchem Ausmaß, das hängt nicht allein von der Schwere des Waffenganges ab, sondern von der Einsicht und dem Willen der Menschen, die vor diese Aufgabe gestellt wurden.

Seit alters her bezeichnet man den Krieg gemeinhin als die hohe Zeit der Männer. Zu unrecht, denn nicht minder werden die Mütter vor die Probe der Bewährung gestellt, die alten wie die jungen.

Wer wäre vermessen genug zu behaupten, er habe mehr zu geben als sie. Ihnen ist es nicht vergönnt, dem Feind entgegenzutreten und die Entscheidung herbeizuführen.

Mütter müssen warten, sie bangen um die Söhne, um den Geliebten an der Front und lauschen, wenn die Stimme seines Blutes in neuem Leben unter ihren Herzen sich leise zu regen beginnt.

Möchten alle die Mütter, die jungen und die älteren, die Pflicht der Stunde erkennen. Das Schicksal Deutschlands, sie können es mitbestimmen, ihr freudiger Wille verheißt uns Unsterblichkeit.

Die große Frage ...

Im Westen, November 1939.

„... habe ich heute einmal eine große Bitte an Dich. Ich habe eine Frage zu beantworten, auf die ich selbst keine Antwort finden kann.

Dazu muß ich etwas weiter ausholen. Ich bin am 23. Mai 1914 geboren und seit dem 1. Mai 1932 in Partei und SA. aktiv. Im Beruf will ich Bauingenieur werden. Dazu habe ich die vorgeschriebene Praxis erledigt und hatte mich für das Wintersemester 1939/40 an der Staatl. Hochschule für Technik in Köthen in Anhalt eingeschrieben. Da kam der Krieg dazwischen.

Seit dem 27. August tue ich meine Pflicht bei den Waffen, wie es sich für jeden anständigen Deutschen gehört. Nun komme ich auf meine Frage:

Ich habe ein Mädel sehr lieb, das am 12. Januar 1940 22 Jahre alt wird. Das Mädel ist freiwillig zum Luftschutznachrichtendienst gegangen und gehört damit auch zur deutschen Wehrmacht. Ursprünglich wollte meine Braut warten, bis ich mein Studium (7 Semester) beendet hätte. Dann sollte Hochzeit sein. Nun ist aber Krieg, und ich weiß nicht, wann ich mein Studium aufnehmen kann. So wird meine Braut immer älter, wenn wir bis zum Beenden meines Studiums mit der Hochzeit warten wollten.

Ich würde deshalb mich jetzt gern kriegstrauen lassen. Ohne weiteres würde ich das tun, wenn ich mit der Berufsausbildung fertig wäre. Aber so quälte ich mich schon seit Wochen mit der Frage, ob ich das verantworten kann. Gegenüber meinem Vaterland wäre es ja meine Pflicht, für Familiengründung zu sorgen und auch für Nachwuchs. In unseren Kindern liegt ja Deutschlands Zukunft. Aber wie wird es dann werden, wenn der Krieg

zu Ende ist und ich stehe ohne Beruf mit Frau und Kind da?

Können Sie mir auf diese Frage eine Antwort geben? Ich weiß nicht, was ich machen soll. Schreiben Sie mir bitte recht bald wieder. Ich warte sehnsüchtig darauf. Bis dahin bleibe ich mit Heil Hitler!

Fritz K., Soldat."

...und die Antwort darauf

Heidelberg, November 1939.

„Lieber Dieter!

Diesmal bekommst Du von mir einen langen, ernsten Brief. Ich muß mich mit Deiner letzten Äußerung beim Abschied auseinandersetzen. Wir waren auf die Möglichkeit Deiner Kriegstrauung zu sprechen gekommen, und da sagtest Du mit betonter Schärfe: „Ich halte eine Heirat zu Kriegszeiten für ein Verbrechen."

Es war damals nur noch kurze Zeit bis zur Abfahrt, so daß ich wohl Widerspruch erheben, ihn aber nicht mehr begründen konnte. Da ich inzwischen bei anderen jungen Kriegsteilnehmern ähnliche Einstellungen hörte und diese Männer charakterlich und gesinnungsgemäß nicht die Schlechtesten waren, muß ich mich nicht nur Deinet- und Deiner Braut willen ausgedehnter und ernsthaft mit Deinen Gedankengängen beschäftigen.

Du stehst mit Deinen 26 Jahren als Kompanieführer im Felde. Deine Braut arbeitet mit ihren 21 Jahren als Krankenschwester. Da sind es keine materialistischen Gründe, aus denen bei Euch solche Gedanken auftauchten, die auch Eurer Charakteranlage ganz fremd wären.

Da ich Dich und Deine Braut genau kenne, weiß ich, daß lediglich Gründe der Rücksichtnahme für Dich maßgebend waren, etwa derart, daß es ein Unrecht von einem

Manne sei, die ganzen Wechselfälle und Schicksale des Krieges, denen er selbst ausgesetzt ist, auch seiner Frau aufzuladen, die zudem noch in dieser Zeit Mutter eines Kindes werden kann, für das er unter Umständen nicht mehr sorgen könne.

Wie verhält es sich mit den Tatsachen, welche solche Gedankengänge begründen können? Da ich selbst im Weltkrieg bei einem aktiven Frontregiment viel mit den jungverheirateten oder verlobten Offizieren verkehrte und bei Heimaturlauben die Frauen und Bräute kennenlernte, habe ich wohl ein Urteil über die damaligen Einstellungen und Anschauungen.

Auch jetzt führte mich meine militärische Dienststellung wieder mit vielen jungen Offizieren und deren Frauen zusammen, so daß ich meinen früher gewonnenen Überblick erweitern konnte.

Kommen wir nun zum ersten genannten Punkt: Die Sorge um den geliebten Mann soll der Frau erspart werden?

Ja, ist die Sorge einer Frau um den Bräutigam oder Geliebten geringer als um den Ehemann? Ist nicht das Vorhandensein eines Kindes ein Ziel- und Stützpunkt in der bewegten Zeit, eine Ablenkung von der Unruhe draußen zu stetiger Pflicht und zu stiller Arbeit?

Wenn wirkliche Liebe da ist, und das nehme ich bei Euch an, wird sie nicht rechnen, sondern nur fühlen; da wird nicht die Frage nach Versorgung und Wohlergehen in der Zukunft, nach Vermögen und eleganter Wohnungseinrichtung eine Rolle spielen, sondern nur die Frage, die auch ohne Heirat schon da ist: Wird er wiederkommen?

Du wendest hier ein: Ja, schlimmer noch ist, wenn ich verstümmelt zurückkomme! Auch da unterschätzest Du die Opferbereitschaft der Frau, die zu jeder Pflege und zu

jeder Leistung freudig bereit ist, wenn sie nur dem gelieb-
ten Mann nahe sein darf und ihm helfen kann.

Denn echte Weibesliebe will nicht ein Genußleben; sie will sich opfern und im Leben glücklich sein. So war die deutsche Frau von alters her, so war sie auch im letzten Krieg und so ist sie auch jetzt noch geblieben, und anders schätze ich auch Deine Braut nicht ein, die ich fast genau so gut kenne wie Dich.

So viel von der Seite der Erkenntnis von Gefühl und Charakter. Nun zur Beobachtung der Lebensschicksale. Oft haben wir im Ruhequartier über Dinge gesprochen und das Für und Wider auch von Deinem Standpunkt aus erwogen. Neben manchen anderen sind mir zwei Kompanieführer in Erinnerung. Beides gereifte, hochstehende Charaktere, militärisch erfolgreich, persönlich liebenswürdig, der eine jungverheiratet, soviel ich mich erinnere kriegsgetraut, der andere schon lange verlobt.

Ging der eine auf Urlaub, so sah man ihm das Glücksgefühl an, zur Familie zu fahren, wo er mit strahlenden Gesichtern empfangen wurde. Er kam gestärkt zurück, er hatte erlebt und wußte, wofür der Deutsche freudig auch in den Tod gehen kann. Heute steht er als Vater zahlreicher Familie für sein Land auf erfolgreichem Außenposten.

Bei dem anderen — im Kampfe fast betontere Heldennatur —, war bei jeder Urlaubsreise der quälende Zwiespalt: Soll ich nun diesmal heiraten? Und wieder kam er zurück mit dem inneren Vorwurf: Warum habe ich nun auch diesmal nicht geheiratet? Und seine Braut? Sie trauert heute noch um ihn; denn Frühjahr 1918 ist er durch Zufallstreffer gefallen. Die Frau wäre heute glücklich, einen Sohn von ihm erzogen zu haben.

Das Beispiel dieser beiden könnte durch viele erweitert

werden. Nun aber zum Schicksal der Frauen, welche ihre Männer verloren haben. Die weitaus meisten haben den Kampf um ihre Stellung erfolgreich aufgenommen und ihre und ihrer Zukunft und ihre Lebensziele behauptet.

Ich kenne fast nur im Leben ungebrochen und fest dastehende freudige Kämpferinnen. Eine Anzahl hat sich wieder verheiratet, vielfach mit Freunden und Kriegskameraden ihrer gefallenen Männer, welche ihnen gute Ehemänner und den Kriegswaisen vorbildliche Väter wurden. Ausnahmen schienen mir selten zu sein.

Weiterhin kenne ich Frauen, welche nach Kriegsschluß schwerkriegsverletzte Freunde geheiratet haben, trotz der Aussicht, ihr Leben lang stets Pflegerin bleiben zu müssen. Aber sie wurden die Mutter der Kinder des geliebten Mannes!

Es handelt sich hier nicht um Versorgungsheiraten, sondern um ernste, des Lebens und ihrer Aufgaben bewußte Frauen, die auch ohne diese Ehe ihr Auskommen gefunden hätten. Ich kenne sogar eine derartige Frau, die nach Verschlimmerung des Zustandes ihres Mannes durch ihren akademischen Beruf die Ernährerin der Familie geworden ist.

Ganz anders sieht die andere Seite aus. Dort steht die große Zahl der müden älteren Mädchen, denen der Krieg den Liebsten genommen hat. Sie sind gekennzeichnet durch die freudlose Haltung des Unbefriedigtseins; ihr mattes Gesicht trägt die senkrechte Entsagungsfalte neben den Mundwinkeln. Nach dem Tode ihres Verlobten konnten sie sich nicht mehr einem anderen Manne anschließen, und durch den Männermangel wurde ihnen eine spätere Heirat unmöglich gemacht.

Von diesen Frauen leben viele in einem Entsagungszustand in den weiblichen Berufen, in Läden, Büros,

Kaufhäusern, Fabriken, viele in ernster Arbeit, viele aber auch unzufrieden mit sich und der Welt, dem Schicksal und dem Staat, den sie für ihr Los verantwortlich machen.

Viele, gerade aus den früher vermögenden und gebildeten Schichten, sind die ewige Haustochter geblieben, die zwar manches gelernt hat, aber doch nichts wirklich kann. Diese ist auch heute immer noch das Kind ihrer alternden Eltern und steht dem Nichts gegenüber, wenn diese die Augen schließen. Erst die nationalsozialistischen Frauenschaften konnten hier wieder aufrichtend wirken, soweit sie noch Regsamkeit vorfanden.

Ganz schweigen will ich von triebhaften und ungefestigten Naturen, die sich in rascher Folge einem nach dem anderen an den Hals warfen, bis sie gänzlich haltlos und entwurzelt wurden.

Alles in allem, vom menschlichen und völkischen Standpunkt aus betrachtet, ein grauenhaftes Bild.

Und die Ursache: Auch in Kriegszeiten darf sich der Mensch nicht über die ewigen Gesetze der Natur hinwegsetzen, die ihm ein unwiderrufliches „Stirb, und werde!" entgegenrufen. So ist und bleibt der eigenste Beruf und die Lebensaufgabe der Frau und ihr heiligstes Amt die Mutterschaft.

Dieser Naturtrieb kann sehr stark sein; so kenne ich Frauen, welche in der Zeit des erzwungenen Männermangels sich zu einem unehelichen Kinde einen Vater suchten, dessen Name ihr Geheimnis blieb. Ihrem Kinde waren sie dann die treusorgendste und ehrbarst lebende Mutter.

Und nun zur völkischen und rassenpolitischen Seite dieser Frage. Ob Du während Deiner Ausbildungszeit bei dem damals freiwilligen Arbeitsdienst und der damals unpolitisch eingestellten Reichswehr Ausreichendes hierüber

gehört hast, weiß ich nicht. Jedenfalls steht Deine Auffassung mit den rassenpolitischen Grundsätzen des Nationalsozialismus nicht im Einklang.

Als Träger des Rassengutes einer Führernatur hast Du nicht nur Verpflichtungen für Deine eigene Person gegenüber Staat und Volk, sondern auch für das in Dir vorhandene Erbgut. Du kannst nicht mit Sicherheit damit rechnen, daß gerade in Dir vorhandene wertvolle Erbanlagen durch Deine Brüder oder Schwestern weitergegeben werden; Du selbst bist verpflichtet, für die Erhaltung dieser Eigenschaften in der nächsten Generation zu sorgen.

Diesen Gefallen darf gerade ein Offizier den Feindmächten nicht tun, daß der durch den Krieg verursachte stärkere Führerausfall zu einer negativen Auslese für unser Volk wird, wie es bisher fast immer im Ablauf der deutschen und germanischen Geschichte der Fall war.

Deutschland muß verkrüppelt werden, das war schon beim letzten Krieg die englische Zielsetzung und ist es jetzt wieder. Diesem Vernichtungswillen muß aber ebenso wie auf militärischem so auch auf völkischem Gebiet der entschlossene Abwehr- und Siegwille gegenüberstehen. Der uns von den anderen zugedachte Aderlaß darf uns nie so treffen, daß er unsere Regenerationsfähigkeit in Frage stellt, und da muß ein jeder, insbesondere aber die Träger bewährten Erbgutes, zielbewußt mithelfen. Da gilt immer noch der Weisheitsspruch der Edda im alten Sittengedicht.

Wenn der Feldmarschall des großen Friedrich, Graf Schwerin, vor Prag ohne Nachkommen gefallen wäre, wäre ein Führergeschlecht ausgestorben. Solche unersetzlichen Lücken hat uns aber der Tod eines Weddigen, Richthofen, Horst Wessel und viel tausend anderer gerissen. Deswegen sollte für jeden Kämpfer schon der

Nachfolger in der Wiege liegen, das wäre der richtige Ersatzrekrut.

Wie zu allen Zeiten werden die für die Weltgeschichte entscheidenden Siege wohl auf den Schlachtfeldern erkämpft; ausgetragen und zur Erfüllung gebracht werden sie endgültig als Geburtensiege durch junge starke Völker und Gebärfreudigkeit der Volksmütter.

Durch bewußte Geburtenlenkung kann verhindert werden, daß der Krieg zu einem Überleben des Kranken, Schwachen und Unzulänglichen wird. Deshalb müssen gerade die Führer kraft ihrer höheren Intelligenz von der ersten gegebenen Möglichkeit an dafür Sorge tragen, daß der Artbestand solcher Familien in der nächsten Generation erhalten, besser noch gesteigert wird. Dieser Appell gilt ganz allgemein für alle Träger wertvollen Erbguts, und das sind in Anbetracht unserer rassengeographischen Lage ja nahezu alle Familien wehrwürdiger Deutscher.

Recht ist, was meinem Volke nützt.

Wenn der von Dir vertretene Standpunkt schon früher als Recht gegolten hätte und sich in die Tat umgesetzt hätte, dann wäre Deutschland als germanisches Land nicht über die Völkerungswanderungszeit hinausgekommen; es wäre weder ein Hermann der Cherusker, noch ein Widukind, kein Dietrich von Bern, kein Heinrich der Vogler, kein Heinrich der Löwe, kein Herzog Billung entstanden. Die Alemannen hätten nicht die Frankenkriege überdauert, ebenso nicht die Sachsen; die Ostmark wäre schon dem Hunnen-, Awaren- oder dem Türkensturm erlegen, und das Deutsche Reich wäre mit dem Dreißigjährigen oder den Franzosen-Kriegen zu Ende gegangen.

Aber noch aus viel tückischeren Gefahren hat die deutsche Frau mit ihrer ungebrochenen Fortpflanzungsfähigkeit das deutsche Volk wieder hochgerissen

Ich nenne die Volksseuchen Pest, Pocken, Cholera, Ruhr. Dafür sind wir der Frau auf den Knien Dank schuldig. Wir würden uns aber an ihrem und unserem Blut versündigen, wollten wir ihr für die Zukunft diesen Kampf abnehmen. Denn damit machten wir die von deutschen Frauen bisher gebrachten Opfer zu vergeblichen und beraubten uns und unsere Frauen und Kinder der Zukunft.

Mit dieser Einstellung rede ich natürlich nicht jeder Frühehe und jeder Kriegstrauung das Wort. Entsprechende Reife und genügend langes Bekanntsein bleiben Voraussetzung für die zur Ehe nötige harmonische Lebensgemeinschaft. Aber das kommt bei Dir ja nicht in Frage. Als Nachbar Hans und Nachbars Grete kennt Ihr Euch ja von Grund auf, und ich weiß auch genau, daß Deine Braut nur die eben dargelegten Zusammenhänge erfaßt zu haben braucht, und sie wird sich auch schon in richtigem fraulichem Gefühl auf den einzuschlagenden Weg begeben.

Von Mutter und den Geschwistern viele Grüße. Dir und Ilse alles Gute.

Heil Hitler!
Dein Vater.

Das ist kein Schicksal

. . ., den 1. 1. 1940.

„. . . mein Mann hatte 1914 drei aktive Militärjahre hinter sich und kam sofort an die Front. 1916 war ich 22 Jahre alt, und wir ließen uns kriegstrauen.

Wir stammten beide aus kinderreichen Familien. Mein größter Wunsch war, auch viele Kinder zu haben. Aus falscher Verantwortung, mir und den kommenden Kindern gegenüber, lehnte mein Mann mein Verlangen nach Kindern ab. „Jetzt nicht, später, wenn der Krieg zu Ende ist!" Ich war traurig. „Warum nicht gleich?" Darauf

erwiderte mein Mann: „Wenn mir etwas passiert, dann stehst Du allein da, Du sollst dann auch nicht wie eine Trauerweide herumlaufen, sondern wieder heiraten, und dann sind Kinder im Wege!“

Eine spätere Bitte, den Hebammenberuf zu ergreifen, stieß bei meinem Manne auch auf Widerstand: „Ich kann meine Frau allein ernähren!“ Ich bat weiter: „Laß mich wenigstens das Examen machen, Du bist so lange im Felde, dann ist meine Zeit daheim ausgefüllt!“ —

Der letzte Urlaub im Mai 1918. Auf dem Charlottenburger Bahnhof sagte ich leise zum Abschied: „Laß Dich nicht gefangennehmen, lieber tot!“ Und die Antwort: „Nein, ehe erschieße ich mich selbst!“ Juli 1918 fiel er bei einem Sturmangriff.

Ich bin nicht als Trauerweide herumgelaufen, habe aber nicht wieder geheiratet. Teils weil die Männer zu jung waren, oder weil die Charaktere nicht zusammenpaßten. Bis heute habe ich es nicht verwunden, keine Kinder zu haben.

Mein Beruf brachte mich in viele Familien. Oft war ich Zeuge des überströmenden Familienglücks, wenn ich der Mutter ein gesundes Kind in den Arm legen konnte. Ich freute mich mit den Eltern, und doch brannte die Sehnsucht nach einem eigenen Kinde in meinem Herzen.

Es wurden auch andere Kinder geboren. Ungewollte, unerwünschte! Dann wollten die Mütter die Schmerzen nicht aushalten, sie wollten die Kinder nicht sehen! Wie beneidete ich diese Mütter um die Kinder und auch um die Schmerzen, die ich gern ertragen hätte, wenn ich ein eigenes Kind hätte an die Brust nehmen dürfen!

Ich suchte Ersatz, nahm von meinen kinderreichen Geschwistern für einige Jahre ein Kind ins Haus. Wurden die Kinder größer, dann nahmen meine Geschwister sie

zurück. Es blieb immer eine unausgefüllte Sehnsucht und eine Leere in meinem Leben. Jetzt füllen die Aufgaben, die die verschiedenen Organisationen stellen, die Lücke aus.

Wieviel glücklicher wäre mein Leben gewesen, hätte damals jemand meinem Mann auf diese ernste Frage die einzig richtige Antwort gegeben, wie man es heute tut. *Eine deutsche Frau muß Mutter sein*, einerlei, ob die Zukunft materiell gesichert ist oder nicht. Mutterliebe überwindet alle Hindernisse und findet den Weg mit dem Herzen, wo der Mann ihn mit dem Verstand nicht sieht.

Heil Hitler!
Elfriede S."

Auch ohne warmes Nest

Im Westen, Dezember 1939.

„Seit Jahren kenne ich meine Braut, und es stand von Anfang an bei uns fest, daß wir eines Tages heiraten würden, nämlich dann, wenn ich mein Studium beendet hätte und ich finanziell in der Lage wäre, eine Familie zu gründen. Wir rechneten damit, in zwei bis drei Jahren uns genug Geld gespart zu haben. Dann brach der Krieg aus, und ich mußte zum Heer. Gern folgte ich diesem Ruf.

Meine Braut und ich saßen an dem Abend vor meinem Abschied lange zusammen. Sprachen über dies und das, über vieles, was in dieser Stunde eigentlich gleichgültig sein sollte. Wir dachten beide an etwas, was *wir nicht* auszusprechen wagten.

Dann sagte meine Braut leise: „Wieder werden viele verbluten müssen." Ich sah sie an und wußte, daß sie dasselbe dachte wie ich. Und leiser noch sagte sie: „Ich möchte nicht allein bleiben." Ich stamme aus alten Bauernfamilien Dithmarschens, bin stolz auf mein Bauernblut. Groß standen die Fragen vor mir auf: „Darfst du ohne

Blutserben dein Blut dem Vaterlande geben? Sind kraftvolle Kinder nicht die Unsterblichkeit hier auf Erden?" Ich dachte auch an die Worte eines persischen Weisen, daß ein Mensch sagen könne, er hätte sein Leben gelebt, wahrhaft gelebt, wenn er einen Sohn gezeugt, zwei Bücher geschrieben und drei Bäume gepflanzt hätte ...

Nie werde ich diesen Abend vergessen, da eine Frau mir ihr Schicksal vertrauensvoll in die Hände legte, obwohl sie wußte, daß ein dornenreicher Weg vor ihr lag, den nur wahrhaft liebende und geliebte Frauen mit Stolz gehen können.

Ich mußte ins Feld. Jetzt weiß ich, was ich zu schützen habe, denn unterm Herzen meiner Braut wächst ein Kind, mein Kind, und ich glaube, daß ich heute um so mehr meinen Mann stehe und meine Mannespflicht erfülle, seit ich dieses weiß.

Nie kam ein Brief zu mir an die Front, worin ein Wort des Bedauerns, der „Reue" stand, jeder Brief ist voller Tapferkeit und voller Zuversicht. Wir werden heiraten, sobald ich auf Urlaub fahren kann.

Oft hört man Äußerungen, es sei ein Leichtsinn, in so unsicheren Zeiten zu heiraten. Man wüßte nicht, ob man heimkomme, ob man nicht vielleicht als Krüppel sein Leben beenden müßte. O diese Kleinmütigen, diese Verzagten. Meine Braut wird stolz sein, das Beste ihrem Vaterlande gegeben zu haben. Eine wahrhaft liebende Frau gibt gern ihre Pflege einem Manne, der auszog, sein Vaterland zu schützen.

Man wird mir vorwerfen, ich sei zu jung. — Zu jung? Man fordert von mir, daß ich an der Front meinen Mann stehe, ich folge gern diesem Ruf, dann darf man mir aber den Wunsch, ein Kind mein eigen nennen zu dürfen, nicht verwehren.

Man wird mir vielleicht vorwerfen, ich sei noch nicht in der Lage, eine Familie zu ernähren. Nein, jetzt da ich hier bin, nicht, aber sollte ich heil aus dem Kriege heimkommen, dann bin ich sicher und gewiß, daß wir beide — meine Braut und ich — zusammen es schaffen werden, denn wir sind jung und stark und haben eine große Zuversicht in die Zukunft.

Wir werden heiraten, auch ohne uns vorher ein warmes Nest gebaut zu haben. Wir werden zusammen sparen und arbeiten, und ich glaube, daß eines Tages die Zeit, wo wir zusammen bangten, um uns zu dritt durch die Welt zu schlagen, die schönste Zeit unseres Lebens sein wird.

Wie schon heute — ich habe vor einem Monat mein Notexamen abgelegt — die Zeit, wo ich mir mein Studium abgehungert habe, eine schöne Erinnerung ist, an der man sich in schweren Stunden aufrichten kann.

Zu meiner Freude ist uns der „Lebensborn"*) mit seinen Einrichtungen an die Seite getreten, so daß ich gewiß bin, daß meine Braut die rechte Pflege erhalten wird.

Mancher wird mich nicht verstehen, er weiß nicht, warum man ohne einen materiellen Untergrund eine solche Tat auf sich nimmt. Mögen diese Zeilen, und das ist der Zweck meines Schreibens, ihn anregen, wenigstens einmal darüber nachzudenken. Auch ich weiß, daß nicht jedes in der kommenden Zeit unehelich geborene Kind bewußt und in reiner Liebe gezeugt ist, man möge sich aber erst einmal die Eltern des Kindes anschauen und erst dann urteilen.

Wer aber wagt es, gegen uns den ersten Stein zu erheben, ich würde fragen: „Hast du den gleichen Willen zum Leben?" „Hast du den gleichen Willen zum Kind und damit zur Zukunft unseres Volkes?"

---

*) „Lebensborn" e. V. München.

„Hast du die gleiche Zuversicht in unseres Volkes Zukunft? Hat dein Weib die gleiche restlose Hingabe an unser Blut? Stehst du an der Front?"

Würden alle Fragen mit „Ja" beantwortet werden, ja, dann versteht er unser Handeln und Wollen. Wir haben nicht aus Leichtsinn gehandelt, sondern in voller Verantwortung vor unserem Inneren, vor unserem Volk und seiner Zukunft, und vor dem, was über uns ist.

Wir stehen zu unserem Kind und können jedem Menschen frei ins Auge schauen, denn jeder Schrei eines gesunden Kindes von gesunden und starken Eltern ist in dieser Zeit eine Hymne auf Gott."

Heil Hitler!
Werner N., Soldat.

Nichts wird schief gehen!

Hilden, 13. Januar 1940.

„... bitte, schreib dem jungen Kämpfer eins: Nichts wird ‚schief' gehen. Denke nicht zu klein von der deutschen Frau. Sie ist kein Zierpüppchen, sie will gemeinsam mit dem Mann das Leben meistern und das Glück ihrer Familie sichern. Und wenn sie den Lebensgefährten verloren hat, wird sie sich nicht für immer von der Trauer und Not niederzwingen lassen, denn ihr ist ja sein kostbarstes Vermächtnis anvertraut, seine Kinder.

Mein Vater ist im Weltkrieg geblieben, meine Mutter hat den Lebenskampf allein aufgenommen. Sie hat gewirkt und geschafft von früh bis spät, so daß mein Bruder und ich uns wundern müssen, woher sie die Kraft und das zielsichere Handeln nahm.

Dabei ist sie ihr Leben lang bis jetzt nie vergrämt gewesen, wenn das Leben sie auch ernst gemacht hat. Ihre

Augen strahlen mit denen meines Bruders um die Wette, ihre Seele ist jung und elastisch geblieben.

Wie viel leichter würde es eine junge Frau haben, die das gleiche Schicksal im Großdeutschen Reich unter der Führung Adolf Hitlers trifft!

Wir deutschen Mädel glauben an den Sieg und hoffen, daß Gott ihn uns ohne das letzte Opfer gewinnen läßt. Aber wenn es von uns gefordert wird, wenn der Mann für die Zukunft Deutschlands fällt, so möchten wir nicht einsam dastehen, freudlos bis ins Alter.

Wir wollen dann einen ebenso sonnigen, starken und guten Jungen auf den Armen tragen und ins Leben führen, wie es der von uns gerufene war, damit sein Blut lebt in alle Ewigkeit."

Heil Hitler!

A. J.

„Meine tapfere Frau"

Im Westen, Januar 1940.

„... ich selbst habe 4 Kinder und bin glücklich, für meine liebe tapfere Frau und meine 4 Kinder berufen zu sein, wieder an der Front zu stehen.

Vor 20 Jahren war ich im Baltikum, ledig, ohne Kinder, hinter mir ein Volk in Not und Schande. Heute stehe ich erneut an der Front, hinter mir eine deutsche Mutter mit meinen Kindern und dazu ein Volk, angetreten zum letzten großen Ringen um des Reiches Freiheit.

Ich hatte im November Urlaub, und da sagte mir meine tapfere Frau „wie schön wäre es jetzt, wenn ich gerade in dieser Zeit wieder dein Leben unter meinem Herzen fühlen dürfte. Du draußen an der Grenze und ich daheim mit der Gewißheit, dem Vaterland in dieser Zeit der Blutopfer noch ein Kind zu schenken."

Eine Frau, Mutter von kleinen Kindern, und so zuversichtlich in die Zukunft des Reiches schauend, da treten alle Bedenken zurück.

Wenn unsere tapferen Frauen daheim dem Leben und der Zukunft so fest ins Auge sehen, da gibt es keinen Raum für rechnerische Überlegungen. Deutschland wird leben, und wenn wir sterben müssen! Diese Gewißheit tragen wir Soldaten unauslöschlich in unseren Herzen."

Heil Hitler!

Hans Sch., Soldat.

Jetzt wird geheiratet

Im Feld, Januar 1940.

„Leider fehlt mir Zeit und Gelegenheit, Dir eine ausführliche Schilderung zu geben; Du mußt Dich mit wenigen Zeilen begnügen, mit denen ich Dir sagen will, daß Du auch hier draußen mein treuer Freund bist. Wie oft hast Du mir Mut und Zuversicht wiedergegeben.

Mit der Auswahl Deiner Zeilen hast Du den richtigen Weg zu den Soldatenherzen gefunden! Nicht hurrabegeisterte Sätze wollen wir lesen, nicht mit Nichtigkeiten aus der Heimat belästigt werden, sondern wahrhafte Berichte, an denen wir uns Beispiel nehmen können, erhalten.

Spreche weiter von den guten Eigenschaften, die der Krieg in dem deutschen Menschen weckt. Erzähle forthin auch weiter von der Kameradschaft, Treue und Fürsorge der Front und Heimat füreinander. —

Gleich vielen anderen bin ich aus meiner fast bis auf den Tag festgelegten beruflichen Entwicklung gerissen worden. Auch ich bin verlobt. Auch ich kämpfe mit der Frage, ob Kriegstrauung oder nicht. Wenn auch bei mir

nicht wirtschaftliche Erwägungen für ein Abwarten allein maßgebend sind, so spielen sie doch eine große Rolle.

Meine Braut, mit der ich fast ein Jahr öffentlich verlobt bin, war schon einmal verheiratet und hat aus erster Ehe ein Kind. Kann ich es verantworten, ihr meinen Namen zu geben, wo ich vielleicht nicht mehr aus dem Krieg heimkehren werde? —

Wie alle anständigen Deutschen, haben auch wir den Willen, Kindern das Leben zu geben, aber wird sich meine künftige Frau in dieser ernsten Zeit so von ganzem Herzen auf unser Kind freuen können, zudem sie auch beruflich tätig ist?

Doch ich will Dir unseren Entschluß zu der Frage Kriegstrauung nicht vorenthalten: Wir werden heiraten, wenn bis zum Frühjahr 1940 keine klare Aussicht auf den Zeitpunkt der Kriegsbeendigung besteht.

Und damit halten wir den Termin ein, den wir uns schon im Frieden für unsere Verehelichung gesetzt haben. Daß die materielle Grundlage in unserer Ehe eine andere sein wird, als wir urspünglich hoffen konnten, macht uns die geringste Sorge.

Nach siegreich beendigtem Kriege wird sich schon eine Möglichkeit bieten, die noch im Frieden gesponnenen Pläne zu verwirklichen. Meine Braut und ich haben uns von ganzem Herzen lieb und werden Widerstände zu überwinden wissen. —

So, treuer Weggenosse, jetzt muß ich meinen Brief beenden. Nur wenig konnte ich Dir von meinen Empfindungen, Sorgen und Nöten sagen, aber ich glaube, Du verstehst mich.

In herzlicher Verbundenheit grüße ich

Heil Hitler!

Klaus Sch., Soldat.

Was sind das für Kleinigkeiten

Offenbach, März 1940.

„Ich stehe mit beiden Füßen fest im Leben, so daß ich, obwohl mein Mann schon seit August Soldat ist, mit Entschlüssen und Schwierigkeiten des Alltags fertig werde, denn über all das hinweg sehe ich Aufgabe und Sinn meines Daseins im Leben unseres Kindes, das ich im Oktober vorigen Jahres zur Welt brachte und das nicht lange das einzige bleiben soll. Sehen Sie die beiden einliegenden Bilder an:

„Kriegsweihnachten 1939."

Das Kind auf meinem Schoß strebt mit seinem Blick hinüber zu dem Vater im grauen Rock. Es baut die goldene Brücke zwischen den Eltern und die diamantene zwischen Heimat und Front in den Briefen, und das zweite:

„Glücklicher Soldatenvater."

2½ Monate ist hier das Herzele alt und versteht sich mit seinem Papa ganz prächtig. In den süßesten kleinen Lauten erzählt sie ihm, und Vaters Glück und Freude ist grenzenlos, und er liebt seine Frau nun noch viel inniger, nachdem sie ihm solch ein großes Glück beschert hat.

Auch soll dies noch ein illustrierter Beitrag sein zu dem nun schon oft behandelten und unerschöpflichen Thema.

Was sind das all für lächerliche Kleinkriege um Punkte, um Suppenwürfel und andere verknappte Lebensmittel. Das, was ich unbedingt zum Lebensunterhalt brauche, ist mir sichergestellt, und was ich nicht haben kann, habe ich nicht gewollt.

Ich bedaure die Hausfrauen, die immer auf der Jagd sind nach diesem und jenem. Ihr Horizont ist so eng umgrenzt. Sie leben um zu essen. Außerdem sind das in

meinen Augen schlechte Hausfrauen, die nicht immer mit dem, was ihnen zur Verfügung steht, wirtschaften können, sondern gerade das kochen wollen, was sie nicht haben konnten.

Aber die hat es schon gegeben, als wir noch nicht an den Krieg dachten. Hier kann man auch gar nicht mehr aufklärend wirken, man kann sie nur im Schach halten. Ihre ewige Unzufriedenheit ist die beste Strafe, die sie sich selbst zuschreiben.

Was habe ich kleines Einzelwesen schon für Sorgen, gemessen an dem gewaltigen Geschehen der Völkerwanderung unserer Volksdeutschen heim ins Reich, da hätte ich mithelfen mögen!

Und die beiden Bilder zeigen Sie verhinderten Vätern als Anschauungsunterricht."

Heil Hitler!
Luise N.

Stets froher Laune

Im Westen, Januar 1940.

„Ich bin kinderreicher Familienvater und seit dem ersten Kriegstag an der Front. — Wie sollte ich — nach überlieferten bürgerlichen Begriffen — noch etwas zu lachen haben, wo doch mein Geschäft stillsteht, wo die Frau mit ihren vier kleinen Kindern keinen Menschen zum Mithelfen hat, ja, sogar bisweilen kränklich ist.

Und trotzdem bin ich stets froher Laune! Und ich will es sagen: Weil ich mit großer Freude festgestellt habe, daß ich jetzt, wo es hart auf hart geht, wo es einmal wirklich ernst gilt, genau das gleiche denke, wie alle die vielen, vielen Kameraden!

Vor dem Krieg hatte ich immer ein wenig etwas zu wünschen (sprich „meckern"), dies und jenes könnte anders sein usw. usw. —

Und jetzt hatte ich Gelegenheit, mit so unendlich vielen Soldaten, mit Arbeitern, Kaufleuten usw. zu reden, über die heutige Lage und stellte immer das eine fest — ich denke grad so wie Sie, nämlich, daß dieser Krieg, von allen Deutschen geschlossen in familiärer Verbundenheit mit dem Führer geführt wird. —

Und wie eine Familie sich stets von einem guten Vater gerne führen und befehlen läßt, so geht jeder gute Deutsche, ob Soldat oder nicht, mit dem Führer! Und daß ich nach reiflichem Prüfen meiner selbst zum gleichen Endergebnis kam — das freut mich innerlich so sehr, daß auch die sogenannten „kritischen Tage" im Soldatenleben mich niemals umstimmen können. —

Angesichts dieser glücklichen Feststellung, zu all den vielen zu gehören, die mit dem Führer zu einem guten Ende marschieren, sind die persönlichen Maßnahmen ja von ganz nebensächlicher Bedeutung. —

Was gibt es eigentlich da noch für schwerwiegende Entschlüsse? — Ich bin ein kleiner Geschäftsmann und konnte mir schon vor dem Kriege nicht mehr kaufen, als was die Familie heute auf Karten bekommt. Ja, sie kauft diese Karten noch nicht einmal ganz aus.

Die Tafel Schokolade, die ich sonst beim „Heimkommen" meinen Kindern brachte, wird heute durch ein herzhaftes Stück Kommißbrot ersetzt, das die Kleinen genau so gerne essen, weil es vom „Soldatenpapa" ist. —

Und als Kaufmann denke ich mir, daß die Kunden, die heute zu der „nichteingezogenen Konkurrenz" laufen, sicher später wieder zu mir kommen, oder ich finde in den neuen

Gebieten, die zu unserem großen Vaterland kamen oder noch kommen, sicher noch vielmehr neue Kunden als bisher, denn wenn einer dann sagen kann, er war Soldat, so wird er auch als Geschäftsmann wieder sein Brot verdienen können. —

Daß wir siegen werden, daß die kleinen (meist persönlichen) Alltagssorgen überwunden werden, bedarf ja wohl keiner besonderen Betonung, denn das ist ja für einen Soldaten unseres Führers so klar und so selbstverständlich, daß man nicht mal mehr in Soldatenkreisen diese Fragen zur Debatte stellt.

Und das Sterben! —

So schlimm fassen wir Soldaten dies gar nicht auf, wie so viele in der Heimat meinen. — Fast alle Soldaten sagen das gleiche wie ich auch: „Wenn man Pech hat, kann man im tiefsten Frieden so unglücklich stürzen oder unter ein Auto kommen oder ähnlich abkratzen müssen, daß man darüber nicht nachzudenken braucht. Einen trifft's, den anderen eben nicht! — Schwamm darüber!

Ich jedenfalls weiß nun, daß meine Kinder in den nächsten Jahrzehnten ruhig ihrer Arbeit nachgehen können, ob ich dabei dran glauben muß oder nicht, ist ja so nebensächlich.

Würde auch nur ein Kind in einen Strom fallen, würde ich es ja auch zu retten versuchen, ohne zu bedenken, daß ich dabei auch ertränke. Und was die Feinde mit unseren Kindern vorhaben, wissen wir ja alle!

Gut! Wir sind da! — Sie sollen ihre frommen Absichten nun ruhig einmal ausprobieren."

Heil Hitler!
Soldat Karl Fr. L.

Ein Mann der Praxis

Berlin, Februar 1940.

„Schon oft habe ich Dir geschrieben, aus keinem anderen Grund als mich jemandem mitzuteilen, von dem ich ein volles Verständnis erwartete. Noch nie waren es aber so persönliche Dinge wie heute, über die ich mit Dir sprechen wollte.

Seit das Problem der Frühehe — als Problem an sich und jetzt im Krieg erst recht — in allen möglichen Auswirkungen in den Vordergrund gestellt wurde, habe ich die Absicht, mich dazu zu äußern. Wie ich glaube, mit einem gewissen Recht, denn ich könnte zu allen theoretischen Erörterungen ein kleines, wenn auch nicht unwichtiges Kapitel beisteuern, die Praxis nämlich!

Immer wieder schrecken die jungen Menschen aus Sorge vor der materiellen Grundlage ihrer Ehe davor zurück, eine solche einzugehen. Wie kann diese materielle Grundlage, die ja irgendwie vorhanden sein muß, geschaffen werden? Ich will kurz und schlicht erzählen, wie ich es gemacht habe:

Nicht zuletzt durch Deine Gedanken angeregt, bezog ich nach langem Überlegen meine Stellung gegenüber der Frühehe und sah keinen Grund, nicht jung zu heiraten, obwohl ich ja keine „ausreichende materielle Grundlage“ hatte. Ich hatte ein Mädel, das ich liebte, von der ich wußte, daß sie die Richtige war, die mit mir durch dick und dünn gehen wollte, mir fehlte also nichts als Geld. Das kann man ja aber durch der Hände oder des Kopfes Arbeit verdienen.

So heiratete ich als Student im dritten Semester. Der Familie blieb nichts anderes übrig, als einverstanden zu sein. Man bedauerte mich nur, „da ich ja noch gar nicht das Leben genossen habe“, die gleichen Ansichten hatten so

die meisten Kameraden. Alle waren nun gespannt, wie ich mich durchschlagen würde, ohne das Studium zu vernachlässigen.

Früh um 8 Uhr ging ich zur Universität und studierte, nachmittags legte ich den Studenten ab und arbeitete zuerst als Telegrammzusteller bei der Post und später als Kontrolleur und Fahrstuhlführer in einem Kino.

Meine Frau ging anfangs weiter ins Büro, und mit einigen Überstunden beiderseits gelang es ohne Schwierigkeiten, nicht nur den Lebensunterhalt zu verdienen, sondern für alle Fälle ein paar Mark zu sparen. Die Studiengebühren bezahlte mein Vater weiter, denn ob ich ledig oder verheiratet studierte, war ja in diesem Zusammenhang gleichgültig. So brauchte ich keinerlei staatliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen, denn es gibt ja Menschen, die diese Gelder nötiger brauchen.

Nur eines klappte nicht, das war die Wohnung. Wohin ich auch lief, es war nichts zu machen, keine Wohnung war frei, und wenn eine frei war, dann verzichtete der Hauswirt gern auf mich, „da ich ja keine gesicherte materielle Grundlage" hatte. So wohne ich heute noch möbliert; wenn es auch in keiner Weise ideal ist, so tröstet mich der Gedanke, daß es vielen jungen Leuten nicht besser geht und nach Kriegsende die Wohnungsnot genau so beseitigt werden wird wie schon manche anderen Mißstände.

Nun bin ich schon beinahe zwei Jahre verheiratet, habe einen kleinen Jungen, der mein ganzer Stolz ist, und bin aller materiellen Sorgen Herr geworden, wenn auch manchmal der Tag mit seinen 16 Stunden Arbeit lang wurde und wir auf viele Vergnügungen verzichten mußten. Aber was habe ich dafür gewonnen? Wieviel Glück bringt es mit sich, einen kleinen Menschen vom eigenen Blut auf-

wachsen zu sehen und zu wissen, daß man sich dieses Glück erkämpft hat, auf das man sonst vielleicht erst in acht oder zehn Jahren Anspruch gehabt hätte, wenn man sich nach der „gutbürgerlichen Anschauung" gerichtet hätte!

Und was bedeutet das alles noch viel mehr in unseren Tagen, in diesem Kriege, dem vielleicht in seinen Auswirkungen entscheidendsten Kriege, den unser Volk führen mußte. Da gewinnen alle Kriegsziele Leben und Gestalt, da weiß man, wofür man lebt und, wenn über kurz oder lang der Ruf zu den Waffen geht, wofür man kämpft.

Wenn man nicht wiederkommt, dann waren nicht 23 Jahre umsonst gelebt, nein, das Kind, der Sohn, kann ja alles fortsetzen, was man gewollt hat, man wird ihm erzählen vom Vater, der als Soldat Adolf Hitlers auch für ihn gekämpft hat.

Ich kann es nur jedem, der sich den Schritt zur Ehe, zum Kinde noch überlegt, weil er glaubt, keine materielle Grundlage dafür zu haben, raten: tue den Schritt, du wirst es nicht bereuen, denn wenn du auch auf vieles verzichten mußt, mit einem Kind hast du mehr, als dir jedes Vergnügen und vor allen Dingen „jede materielle Grundlage" bieten kann, wenn du dieser Grundlage wegen erst eine ganze Reihe von Jahren später heiraten kannst.

Auch in meinem Studium bin ich durch die Ehe und das Kind in keiner Weise gestört worden, ganz im Gegenteil, der Wunsch, für die Familie etwas zu schaffen, etwas zu werden, treibt das Studium voran.

Die letzten beiden Studiensemester brauche ich auch nicht mehr als Werkstudent zu arbeiten: durch eine Darlehnsvermittlung des Reichsstudentenwerkes bekommt man das nötige Geld für den Lebensunterhalt, um es später nach Erreichung des Berufszieles zurückzuzahlen.

Wenn also jemand meint, eine Patenschaft des Reiches ginge ihm gegen die Ehre, so braucht er eine solche auch nicht; es geht ganz aus eigener Kraft mit einer Hilfestellung des Staates in Form eines rückzahlbaren Darlehens. Und so, wie dies bei der akademischen Berufsausbildung möglich ist, wird es in anderen Berufen — vielleicht auch in Form rückzahlbarer Darlehen — möglich sein. Also es geht, wenn man nur will.

Unser Volk wird keinen Verlust an ungeborenen Kindern haben; der Krieg hat seinen Sinn und unser Leben eine Aufgabe und Erfüllung!" Heil Hitler!

S. W.

Das größere Recht

Westwall, den 15. Januar 1940.

„Ich bin auch Familienvater von 6 Kindern, 1 bis 13 Jahre. War im letzten Kriege mit 17 Jahren Freiwilliger. Seit dem 28. August 1939 wieder Soldat als Kradmelder. Je härter der Dienst, desto mehr Freude empfand ich immer. Weil Kampf die Kräfte stählt und mutprobend wirkt. Desgleichen erprobte ich den bedingungslosen Gehorsam des Einordnens als Lebensschule für mir anvertraute Volksgenossen im zivilen Leben.

Zu Weihnachten sollte ich nun entlassen werden: Grund: Man soll beim Führer die Bitte erfüllt bekommen haben, kinderreiche Soldaten aus der Front in die Heimat zur Rüstungsindustrie zu überführen.

Ich empfand dies Weihnachtsgeschenk fast als Beleidigung.

Ich kann mir als kinderreicher Vater kein höheres und ehrenhafteres Glück vorstellen, als meinen Kindern das Soldatentum des Dritten Reiches bis zum letzten Einsatz vorleben zu dürfen. Es hieße ja gerade an Kindern aus

kinderreichen Familien asozial handeln, wenn ihrem Vater versagt bliebe, evtl. aus späteren Versorgungspflichten des Staates am Siegesmarsch der Nation teilzunehmen.

Wenn man einem kinderreichen Vater größere wirtschaftliche Pflichtopfer abfordert als anderen, dann muß man ihm auch größere Rechte einräumen, seinem Volk den Weg zur Freiheit zu bahnen.

Glaubt mir, ich liebe meine Frau und Kinder über alles, teile jede Stunde der Freude mit ihnen. Ich war aber, desgleichen auch meine Frau, überglücklich, als mein freiwilliger Verbleib bei der Truppe genehmigt wurde.

Was bedeutet schon die materielle Lohnminderung in der Familie gemessen am weltanschaulichen Reichtum für die Zukunft der Kinder. Das Opfer, das der Führer als erster Soldat bringt, darf keinem verwehrt bleiben, es im kleinem nachzuahmen." Heil Hitler!

Georg A., Gefreiter.

Die Bewährung des Herzens

Im Westen, 15. März 1940.

„Es geschah in den letzten Januartagen des Jahres 1940. Ich kann das Begebnis jenes Tages, das von der Bewährung des Herzens, von der stillen Gläubigkeit und Demut eines großen Frauenherzens kündet, nicht verschweigen.

Wir wurden von unserer Truppe zu einem Spezialausbildungslehrgang in eine westdeutsche Stadt abkommandiert. Vielleicht lernten wir mal wieder ein Bett kennen, vielleicht hatten wir abends Ausgang. Wie viele Monate lagen wir nun schon draußen? Unwahrscheinliche Möglichkeiten taten sich auf. Einer wollte mal wieder ins Theater, einer ins Kino, der dritte wollte tanzen, mal

wieder ein Mädchen im Arm fühlen. Herrgott, wie schön würde es sein! Ob es das alles noch gab?

Wir sahen freilich kein Bett in unserer neuen Bleibe, denn der Saal, an dessen Decke erstaunlich mächtige Spinngewebe klebten, barg nur Strohschütten, die uns als Lagerstatt zugewiesen wurden. Draußen war das Thermometer auf eine Zahl unterm Nullpunkt gesunken, die uns schon beim bloßen Anschauen den Frost in die Seele trieb.

An einem jener Tage geschah es, daß ich den Kameraden Feuerlein kennenlernte, einen stillen Menschen, der zwar die Nase frei im Winde zeigte, aber doch, wie mir dünkte, eine Heimlichkeit mit herumtrug. Er war, auch das zeigte sich, einem Träumer näher verwandt als einem, der so in den Tag lebt. Er hatte sich neben mir im Stroh sein Nest aufgebaut, Rucksack, Karabiner, Stahlhelm und Gasmaske, am Kopfende die Zeltbahn und die Decken über das warme Stroh ausgebreitet.

Von wo er komme? Von da und da. Ob er schon Urlaub gehabt habe? Ja, auch das.

„Aber was heißt hier Urlaub?“ fuhr der Kamerad Feuerlein fort. (Ich will nicht unterlassen, zu erklären, daß er anders hieß, und daß diese Geschichte nur unter Änderung des Namens niedergeschrieben wurde.)

Ja, auch Urlaub habe er also schon gehabt, drei Tage, da habe er, weil er schon längere Zeit eingeschrieben war, Kriegstrauung gemacht.

„Ich überlege mir“, erzählte er, „ob ich jetzt meine Frau nicht mal anrufen soll. In zwei D-Zug-Stunden kann sie hier sein.“

Am übernächsten Tage, an einem Sonntage, war Feuerleins junge kriegsgetraute Frau wirklich da. Sie hieß Leni. Der Kamerad Feuerlein ließ es still geschehen,

daß sie ihn auf dem Bürgersteig umarmte und küßte. Vier Monate nahezu hatten sie sich nicht gesehen. Obwohl Feuerlein ein wenig verschämt tat, spürte man das große Glücksgefühl, das beide ergriffen hatte. Ihr standen Tränen in den Augen.

Ich muß es einen Zufall nennen, daß ich selbigen Tages den beiden wieder über den Weg lief. Ich trat in ein kleines Kaffeehaus, dort saßen sie, ungeniert, in einer Ecke dicht beisammen. Auf sein Geheiß hin mußte ich mich zu ihnen setzen. Von Frau Leni ging eine wunderliche Kraft aus, ein makelloses und strahlendes Glück. Die Gegenwärtigkeit der Frau hatte auch den Kameraden Feuerlein innen mächtig angerührt. Ich schämte mich, hier der Störenfried zu sein.

„Nein, du bleibst“, sagte der Kamerad zu mir. Über den beiden hatte wohl, ich glaubte es zu bemerken, eine Frage geschwebt, eine langsam dringender werdende Frage. Ich ahnte es, als Frau Leni unvermittelt fragte, ob ich auch Kinder habe. Ja, ich habe auch Kinder. „Hier“, und ich zog das Bild meiner Rangen aus der Tasche, „das sind sie.“

Nun ist es nützlich, zu berichten, was diese junge Frau bewegte, was sie offensichtlich im Innern in Aufruhr brachte. Es enthüllte sich eine so starke Gläubigkeit dieses Frauenherzens, daß ich auch nicht ein Wort fand, etwas zu sagen. Wie ein Gewitter, das gesprengt wurde, sagte sie zu mir, dem völlig Fremden, nichts anderes als dies: „Ich möchte auch ein Kind, aber mein Mann will noch keins.“

Feuerlein, beschämt, peinlich berührt, hatte wohl das Herz der geliebten, aber, wie mir schien, ratlosen Frau schwingen gehört, aber er wurde ganz und gar still. Mir verschloß es den Mund. Wie sich wohl eine Lerche im

beginnenden Frühling emporzuschwingen vermag, ein Jubeln im Herzen und in der Kehle, so vermag sie auch wieder aus allen Himmeln herabzustürzen.

Und dann sagte Feuerlein mit der sauberen Stimme seines Herzens: „Weißt du denn, ob ich wiederkomme?"

Und nun sagte Frau Leni wieder nichts anderes als dies und wieder in meiner, eines völlig Fremden, Gegenwart: „Gerade deshalb!"

Gerade deshalb wollte sie ein Kind von ihm, dem geliebten Manne, weil sie nicht wußte, ob er je wiederkommen werde. Es rührte an die Sterne, dieses Frauenherz. O wunderbare, tapfere, kleine Frau!

Zwei Tage danach, kein Wort mehr war über das Begebnis laut geworden, kam der Kamerad Feuerlein ins Lazarett. Wegen einer heftigen Bronchitis oder so was. Der Lehrgang ging zu Ende und ich kam zu meiner Truppe zurück. Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Es mag als Symbol gelten, daß nach zwei Tagen, als Frau Leni wieder abreiste, die Landschaft ihre Schönheit voll enthüllte. Die Sonne stand über der weißen Stadt, mächtig und groß. Und wo gestern noch bleierne Dunstballen hingen, zwischen verfilzten Gehölzen, Büschen, Gärten und Vorstadtsiedlungen, wo alles noch von Nebeln schwer und widerwillig festgehalten wurde, da tat sich heute rein und klar die Winterlandschaft auf.

In einer solchen Frau, die da zum Bahnhof schritt, mußte der Funke des Glaubens, der Kraft, der Zuversicht, nicht minder der Gnade und nicht minder der Demut sein. Ich werde die Frau, deren Augen so unvergleichlich bernsteinfarben leuchteten bei dem Gedanken, daß sie gerade deshalb, weil ihr Mann womöglich nicht mehr heimkomme, ein Kind haben wollte — ich werde sie nicht ver-

gessen können. Wer so sprach wie sie, wer sagte „Gerade deshalb!“, wer in solchen Bereichen einherschritt, dem müßte der Kranz der Unsterblichkeit geflochten werden.

Schnell will ich dieses Erlebnis, das von der Bewährung des Herzens kündet, niedergeschrieben haben. Nur den Namen des Kameraden habe ich, wie gesagt, verändert.“

Heil Hitler!
W. H., Soldat.

22 Tage verheiratet — Einberufung

Im Westen, Februar 1940.

„Ich bin 26 Jahre alt, bin Lehrkraft an einer Landesgruppenluftschutzschule des RLB. und stehe, wie man zu sagen beliebt, in gesicherter Position.

Unwichtig ist zu erklären, daß ich seit 1931 in der HJ. bin, und daß auch meine Frau, von der ich später noch kurz berichten werde, lange Jahre in der Bewegung steht.

Nun der Kern der Sache: Als ich im Vorjahr zu heiraten beabsichtigte — ich hätte dies übrigens schon früher getan, wenn ich infolge meines Berufes nicht stets auf Reisen gewesen wäre, wollte ich mich erst vergewissern, daß ich in meiner Ehe einmal Kinder haben werde.

Der Grund hierzu entspricht vielleicht meinem natürlichen Gefühl, wahrscheinlich ererbt. (Meine Mutter hatte 11 lebende Geschwister, mein Vater 4.) Zum anderen lernte ich durch meine Tätigkeit mehr oder minder monotone kinderlose Ehen kennen, die mir diesen Zustand eindringlich genug vor Augen hielten.

Ich könnte genug Argumente für mein Handeln anführen, nicht zuletzt aber waren es Deine Gedanken, die mir halfen, die Augen restlos zu öffnen. Ich sprach mit meiner Braut darüber — über eins waren wir im klaren — in der Ehe wenn möglich wenigstens vier gesunde Kinder.

Und so legte ich im Mai vorigen Jahres gewissermaßen den Grundstein zum ersten Kind. Dir mögen diese Zeilen indiskret, kalt und berechnend und was sonst noch gelten, ich sehe darin aber die Konsequenz aus lehrreichen Erfahrungen vom Volksganzen aus gesehen.

Als die ersten frohen Anzeichen eintraten, haben wir beide geheiratet und waren beide glücklich über das werdende Kind.

Es kann einer zur Frage: Kind oder nicht Kind, oder jetzt Ehe oder später, stehen wie er will, ich bin jedenfalls davon überzeugt — ist erst einmal ein Kind, sein Kind im Entstehen, vergißt er bestimmt seinen früheren Standpunkt und denkt nur noch an die Zukunft, worin das Werdende die wesentliche Rolle spielt.

Als ich 22 Tage verheiratet war, erhielt ich die längst erhoffte Einberufung zur Wehrmacht und mehrere Tage später stand ich in Polen. Zwar nicht wie gedacht und ersehnt im Brennpunkt des Geschehens, aber immerhin noch da, wo man seinen Mann stehen konnte, und es ein klein wenig nach Pulver roch.

Hatte ich, bevor ich dort stand und jederzeit mit dem Tod rechnen lernte, Bedenken wegen meiner Frau und unserem Kind, so war's jetzt der ruhende Pol in meinen Überlegungen, der folgend lautet:

Sterbe ich, so ist bereits ein Nachfolger unterwegs und auch unser Name kann nicht aussterben. Ich habe zwar noch einen Bruder, aber der ist aktiv und auch von Anfang an draußen, und der hatte damals auch noch keine Hoffnungen, denn an uns beiden hing der Name der Familie, des weiteren ist dann meine Frau (im Falle meines Ablebens) nicht allein und ich dankte der Vorsehung, die mich so geleitet hat.

Nun bin ich im Westen, wieder nicht ganz vorne, aber

es ist ja noch nicht aller Tage Abend und ich erwarte stündlich die Nachricht von der Ankunft einer Tochter oder besser eines Sohnes oder noch lieber der Zwillinge und so erfreulicherweise auch meine Frau, eine wackere Grazerin.

Und hab ich die Nachricht, so wäre die schönste Freude die außer den vorgeführten Gründen, kurzer Urlaub, und dann will ich „ganz nach vorne".

So, das wäre das Wesentlichste, was ich zu sagen hätte, damit Du Dir ein möglichst umfangreiches Bild machen kannst von Soldaten des Jahres 1940.

Ich würde zwar gern noch zu anderen Dingen Stellung nehmen, halte mich aber, da nicht „vorne" genug bin, nicht kompetent genug dafür."

Heil Hitler!

Hermann G., Obergefreiter.

Noch einmal das Wunder.

Ludwigshafen, Februar 1940.

„Ich habe mit tiefer Freude die tapferen Bekenntnisse unserer jüngsten deutschen Frauen und Mütter — und Väter gelesen. Ich möchte Ihnen allen als Mutter einer größeren Schar gesunder Kinder die Hand reichen können und danken für ihre schlichte Bereitschaft, unserem Volk Kinder zu schenken.

Und doch glaube ich, daß dieses Kapitel erst abgeschlossen ist, wenn auch noch ein Wort an alle deutschen Frauen und Mütter gerichtet ist, die schon Kinder haben.

Und wenn ich das heute tue, dann ist es vor allem *eine* Sorge, die mich dazu treibt. Ich weiß sehr genau, daß gerade die Briefe und Aufsätze, die sich mit der Geburtenfrage im Krieg sauber und klar mit allen Folgen auseinandersetzen, bei vielen Müttern von zwei, drei oder

vier Kindern ein sehr bequemes Gefühl ausgelöst haben. So ungefähr: Wir haben unsere Pflicht getan — nun sollen die sie tun, die noch keine Kinder haben. Da fühle ich mich berufen, allen gesunden Müttern ein sehr ernstes Wort zu sagen: Wenn Ihr heute auch nur einen Augenblick solch selbstzufriedene Gedanken hegt, dann ist das hoffentlich nur eine Gedankenlosigkeit. Denn wenn wir es uns recht überlegen, dann ist der Verzicht auf ein weiteres Kind heute mehr denn je der große Vaterlandsverrat der deutschen Mutter.

Wenn Deutschland heute auf kein Kind verzichten kann, wenn der Staat den Ehrentitel der Kriegsmutter geprägt und sich in großzügiger Fürsorge all der Kinder annimmt, deren Väter im Felde bleiben, oder nach dem Kriege die Berufsausbildung beenden müssen — dann glaube ich doch, daß der allererste Appell an die Mütter geht, die schon Kinder haben.

Wir gesunden Mütter müssen vor allem die Mahnung spüren, die der Krieg an uns richtet: Wir alle müssen ein Kriegskind haben wollen!

Und wenn wir schon daran dachten, unsere Schar nicht mehr zu vergrößern, dann muß uns der Krieg alle diese Überlegungen umwerfen und uns zu neuem Denken erziehen. Dann wird in uns nur noch die besondere Verpflichtung leben, die wir vor unserem Volke haben: Unsere große Verpflichtung, jeden gefallenen Soldaten zu ersetzen mit einem gesunden Kind.

Es liegt bei uns, den Blutverlust dieses Krieges in einer halben Generation wettzumachen. Auch ob der Mann noch einrücken wird oder seit Kriegsbeginn im Felde steht, ist kein Grund, die Kinderzahl zu beschränken. Wenn sich heute Brautpaare, deren Heirat noch nicht möglich war, zu dieser tapferen Tat bekennen, wieviel mehr ist es für

die Soldatenfrau eine Verpflichtung, denn sie hat jahrelang das frohe Glück der Familie genießen dürfen. Auch sie lebt in stiller Sorge um ihren Mann. Aber denken wir an die Soldatenfrauen des Weltkrieges! Wie viele trugen ihr jüngstes Kind unterm Herzen, als der Mann draußen den Heldentod starb! Und all diesen Müttern war gerade dieses Kind der tiefste Trost, weil es die lebendigste Erinnerung war an den verlorenen Liebsten. Dieses jüngste Kind gab gar oft die Kraft, das Leben wieder mutig aufzunehmen.

Solange uns die Natur Kinder bekommen läßt, solange sind wir auch nicht zu alt. Und wir jungen Mütter dürfen es als eine besondere Bevorzugung des Schicksals empfinden, unseren sichtbaren Teil am wahrhaften Sieg unseres Volkes beitragen zu dürfen.

Wenn neben dem Sieg des Heeres wir deutschen Mütter einen ungeheuren Geburtensieg erringen, dann erst ist der kommende Friede in die Zukunft hinein gesichert; denn wir wissen alle, daß nur ein wachsendes Volk sein Lebensrecht erhalten kann.

Ich kenne eine große Zahl Frauen, die die 40 überschritten haben. Viele von ihnen haben in den trostlosen Jahren der Systemzeit resigniert ihre Kinderzahl beschränkt. In den befreiten Jahren nach 1933 kam dann noch ein drittes und viertes Kind. Ich weiß, daß viele von ihnen uns heute einen sehr tapferen Beweis ihrer mütterlichen Verpflichtung bringen würden, hätte nicht die Natur bei ihnen schon die Grenze gezogen. Denn diese Frauen haben klar den tiefsten Sinn unseres völkischen Daseins erkannt.

Unsere Groß- und Urgroßmütter sagten: Kinder sind Geschenke Gottes, und sie hatten meist eine große Schar. Wir wollen diesen Satz mitten in unseren Tag stellen und

gerade jetzt stolz und bewußt unsere Kinderschar vergrößern. Je mehr Kinder wir mit festem Herzen bringen, um so kraftvoller und tapferer wird unser Volk auf sich gestellt, seinen Kampf um die gerechte Sache zum siegreichen Ende führen.

*

Beim Durchlesen dieser Zeilen merke ich, daß ich doch wohl den Beweis einer Berechtigung zu so kühnen Forderungen erbringen muß. Ich darf aber mitreden — denn ich erwarte unser neuntes Kind. Als der Krieg ausbrach, lag unser Jüngstes noch im Körbchen. Bei den ersten Verlusten wurde uns klar, daß es nicht das letzte bleiben könne.

Als der einzige Vetter meines Mannes als Zwanzigjähriger in Polen fiel, da sagten auch unsere größeren Kinder: „Mutti, jetzt müssen wir aber auch noch einen Buben haben!"

Ostern dürfen sie erfahren, daß ihr Wunsch erfüllt ist, und im Spätsommer dürfen wir alle das große Wunder mit dankbarem und frohem Herzen noch einmal erleben!"

Heil Hitler!
Irmgard Kl

Tat und Opfer

Tat und Opfer im Krieg haben ein besonderes Gesicht, sie verlangen das Letzte, das wir einzusetzen vermögen. Sie lassen Worte und Begriffe klein und ärmlich erscheinen, wie wir sie oftmals vielleicht in den vergangenen stolzen Jahren des deutschen Aufbruchs gebrauchten.

Tat und Opfer, dies Wort umschließt uns heute den höchsten Einsatz von Mann und Frau, das ganze Dasein, das Leben des Liebsten, des Vaters, der Kinder.

Tat und Opfer, das ist heute so jenseits von Phrase und lauten Worten, es ist die stille gerade Haltung, der letzte Beweis in dieser Zeit der großen Bewährung.

Drum sollen die folgenden Zeilen mit knappen, wenigen Worten von dieser deutschen Bewährung erzählen, von den Frauen und Müttern, die ihr Bestes gaben, von den Südtirolern, den Balten- und Wolhyniendeutschen, die gerade jetzt die große Heimkehr ins neue Reich erlebten, glücklich, nicht in Stunden festlichen Frohsinns zu kommen, sondern in Deutschlands ernster Zeit als Dank in Tat und Opfer nun ihren Anteil am größten deutschen Sieg zu haben.

In stolzer Trauer

Im „Völkischen Beobachter" vom 11. Oktober 1939 war folgende Todesanzeige zu lesen:



Am 20. September fiel für seinen geliebten Führer und unser Deutschland bei einem siegreichen Durchstoß-Angriff vor Warschau an der Spitze seines Zuges mein einziger Junge im Alter von 21 Jahren

Leutnant

Ernst Werner Paupié

in einem Pionier-Bataillon

Früherer Jungzugführer im Stamm „Langemarck" des DJV. und Jungmann der NPEA. in Plön, Holstein. Sein Leitwort war: Mehr sein als scheinen. Er erhielt für seine unerschrockene tapfere Führung das E. K. II. Klasse. Sein Vater blieb im Weltkrieg 1918.

In würdiger stolzer Trauer

Pgn. Frau Lisi Paupié

z. Z. Schwester

Darmstadt, Beerfelden i. Odenwald Stettin, Klinik Brutzstr. 7

„Das ist eine Sprache, die unser Herz aufschließt und es lehrt, zwischen den Zeilen zu lesen und ein Heldenleben der Tapferkeit und der völkischen Zucht zu erkennen.

Dieser Frau fiel der Geliebte im letzten Jahr des sinnlosesten aller Kriege. Vielleicht trug sie den Jungen noch unter ihrem Herzen, als die bittere Nachricht aus dem Felde eintraf.

Über die Gräber von 1914 bis 1918 tanzte der Schieberwahnsinn der Inflation, tobte der Straßenmob der Scheidemänner — manche Frau in gleicher Lage hätte

ihr Geschick verflucht und wäre verzweifelnd zusammengebrochen.

Diese Frau nicht. Sie hat ihr Schicksal mutig angepackt und es gemeistert und so dem Tode des geliebten Mannes den tieferen Sinn eigener Verpflichtung geliehen. Den Sinn, die Frucht des allzu kurzen gemeinsamen Lebens so wertvoll wie nur möglich für die Volksgemeinschaft heranzubilden.

Alles hat diese Frau daran gesetzt, daß ihr Sohn ein wirklicher Mann werde, befähigt, dereinst beim Wiederaufbau des Vaterlandes eine tüchtige Kraft zu sein.

Wir kennen Frau P. nicht, wir können nicht wissen, ob und welche Entbehrungen in den vielen Jahren getragen wurden — was opfert wohl eine Mutter nicht? — Hat nun all ihre Mühe und Sorge abermals ihren Sinn verfehlt? Ist das junge, tapfere Leben ihres Sohnes noch vor der Erringung schöner Zukunftskränze zweck- und sinnlos ausgelöscht?

Nein! antwortet diesmal die Mutter selber, stolz und würdig, nein! Nimmermehr! — Über dies Grab tobt nicht die entfesselte Meute einer Lumpenempörung. Über dies Grab dröhnt der Siegeszug eines tapferen, geeinten, sauberen, unbestechlichen Volkes, an dessen Wiederaufstieg, sie, die Mütter, tätigsten Anteil hat...

Drei Leben hat diese Frau ihrem Volke restlos dahingegeben — ach, ein anderes ist es, mitten im Siegessturm, im heißen Atem der Schlacht zu verlodern, als grauen Tag um grauen Tag ein Leben weiterzuführen, das jetzt nur noch ein einziges Opfer sein kann — ein Opfer, dessen Nutznießer wir alle sind.

Für uns, versteht es wohl, sind diese Opfer gebracht, stellvertretend für jeden von uns! Unser Leben gehört dieser Frau!

Daß sie jetzt Schwesterndienste in einem Lazarett tut, das mag neben dem großen Schicksal wenig wiegen. Vielleicht ist es ihr Beruf? Vielleicht muß sie ihr Brot damit verdienen? — Ach, um diese feinen Unterschiede mögen sich die hochfeinen Leute quälen, für die Geld irgendein Wertmaßstab ist.

Diese Leute werden niemals verstehen, daß es nicht darauf ankommt, was uns begegnet, sondern allein darauf, wie wir es tragen. Möchten wir alle einmal so durch das Joch der Entscheidung ziehen dürfen wie jene Frau und Mutter: mit der Würde dessen, dem nicht mehr zu geben übrig bleibt, da er den Sinn jeglichen Opfers erfüllte."

Auf diese Zeilen eines deutschen Dichters antwortete Frau Lisi Paupié:

Stettin, 28. November 1939.

„Für die mir zugesandte Blumenspende sage ich meinen herzlichsten Dank. Ich hatte große Freude darüber, daß ich einen so schönen Sonntagsgruß erhielt. Er schmückte tagelang das Bild meines tapferen Jungen.

Durch den Aufsatz zum Tod meines Sohnes habe ich viele Zuschriften erhalten. Man hat sich daran aufgerichtet und so hat er, besonders bei kleinmütigen Frauen, seinen Zweck erfüllt.

Der Verfasser hat meisterlich zu lesen verstanden, was zwischen den Zeilen stand. So war mein Leben. Allem zu Trotz habe ich es meinem Jungen versprochen, ihn Offizier werden zu lassen und es geschafft, daß er als frei entschlossener Jugendführer und Jungmann sich in der Fremde seit drei Jahren durchsetzen mußte.

Er hat meine Mühe und Arbeit belohnt mit seinem Fleiß. Das arbeitsreiche Leben des Führers war sein Vor-

bild. Er hat jung sein Leben gegeben für die größte Idee aller Zeiten.

Er lebt, solange Deutschland lebt. Ein Wort stand am Tage ehe er fiel in einem kleinen Büchlein in seiner Tasche:

„Den vollbringenden Tod zeige ich Euch, der den Lebenden ein Stachel und ein Gelöbnis wird.“

Ich werde seiner würdig mein Leben für Deutschland beschließen. Ich schließe mit unserem stolzen Gruße

Heil Hitler!“

Frau L. P.

„Ein schöner Tod“

Kleve/Rhld., am 31. März 1940.

„Ich habe den Wunsch, noch einmal etwas von meinem Mann und Vater unserer zwei Kinder zu hören, von seinem Tod und von den Tagen vorher. Es wäre mir ein Trost, würden sich Kameraden meines Mannes finden, die uns noch einmal etwas von ihm berichten könnten.

Er ist am 15. September bei Wjaworow gefallen und dort auch beerdigt worden. Er schrieb mir einmal, daß so viele Kameraden von der ehemaligen ... Kompanie der LSSAH. mit ihm in Polen waren. Seine Feldpostanschrift war: Rottenführer Reinhardt Jünger.

Ich weiß, es ist ein schöner Tod, für sein Vaterland und für den Führer sein Leben zu geben, und es ist ein Trost für mich, daß ich weiß, daß er als treuer, tapferer Soldat unseres Führers sein Leben gab, so wie er als SS-Mann dem Führer verschworen war. Es ist ein großer und ein stolzer Schmerz, aber wir sind nicht verlassen, und das ist ein stolzes Gefühl.“

Heil Hitler!

Ilse Jünger.

Das Liebste, was wir hatten

Weidhausen, den 22. Oktober 1939.

„An die Kameraden Eyrich, Prediger, Hofmann, Scherbel!

Für die mir zugegangene Anteilnahme beim Heldentod meines Mannes, möchte ich hiermit meinen herzlichsten Dank aussprechen.

Liebe Kameraden! Es ist bitter schwer für mich, meinen überaus guten Walter, für meine Kinder ihren lieben Vater verlieren zu müssen, doch ist er gestorben, auf daß Deutschland lebe!

Wir sind stolz darauf, das Liebste, was wir hatten, für das Vaterland geopfert zu haben."

Heil Hitler!

Lina Angermüller und Kinder.

Schütze 1 ausgefallen!

„Am 12. September 1939 führte das II. Bataillon ein Gefecht gegen starke polnische Feindkräfte am San. Nachdem unter stärkstem Feuer die Kompanie das Dorf angegriffen hatte, das direkt am San lag, und das Dorf im Besitz der Kompanie war, flog die bei diesem Ort über den San führende Brücke in die Luft. Sie war von den Polen gesprengt. Nachdem die Kompanie das diesseitige Ufer des San besetzt hatte, erhielt sie starkes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer von den jenseitigen Höhen des Flusses.

Dabei ereignete sich folgendes: Das 1. MG. einer Gruppe der Kompanie war in Stellung gegangen. Kurz darauf erhielt der Schütze 1, Lampe, einen Kopfschuß und einen Schuß in die Brust. Lampe legte sich auf die andere

Seite und sagte das, was er in unzähligen Übungen immer wieder gelernt hatte:

„Schütze 1 ausgefallen."

Dann war es aus mit ihm.

Es liegt mir nicht, über dies Geschehnis noch irgend etwas zu berichten. Die wenigen Worte unseres gefallenen Helden sagen alles. Sie sind der Ausdruck der weltanschaulichen Haltung jedes Soldaten, frei von irgendwelchen Bindungen kirchlicher oder persönlicher Art.

Sie sind damit gleichzeitig der Ausdruck soldatischer Pflichtauffassung der deutschen Jugend."

Heil Hitler!

Sch.

Zu Deinem Geburtstage

Hannover-Waldhausen, 13. September 1939.

Mein lieber Helmut!

„Zu Deinem Geburtstage meine allerherzlichsten Glückwünsche, mein lieber Erstgeborener! Wo, und wie Du ihn erlebst, den 35., ist uns gänzlich dunkel, leider ja ganz anders, als wir es uns dieses Jahr gedacht hatten. Aber wir werden mit Anneliese und den Kindern zusammen sein und Deiner gedenken.

Ich schicke Dir eine Tafel Schokolade und ein paar Waschlappen, die Du, wie mir neulich schien, wohl gebrauchen kannst. Der eine ist freilich nicht neu, aber das stört Dich hoffentlich nicht. Du kannst sie mir dann mal zum Waschen schicken, denn das haben sie oft nötig. Anneliese wollte Dir eine Armbanduhr kaufen und Vater hat ihr einen Beitrag dazu gegeben; ich werde ihr ebenfalls gleich noch einen Anteil geben, so daß das also unser gemeinsames Geschenk für Dich ist. Helga hat sich auch daran beteiligt, Wilfried wohl ebenfalls.

Was wir alle Dir wünschen, kannst Du Dir wohl denken; unser größter Wunsch, wie wohl auch der Deinige ist, daß Du gesund wiederkehrst nach siegreichem Feldzuge.

Aber wenn es anders kommen sollte und das Vaterland das Letzte von Dir fordert, dann ist es der ehrenvollste Tod, der Dir beschieden sein kann, und wenn es auch bitter ist, so jung dahin zu müssen, so bist Du wenigstens nicht ohne Nachkommenschaft.

Wir wollen dann das harte Schicksal tapfer auf uns nehmen und solange wir leben, für Anneliese und die Kinder tun, was in unseren Kräften steht. Die Gewißheit sollst Du haben. Aber wir wollen uns das Schlimmste gar nicht ausmalen. Ich hoffe nur, daß Du allezeit ein guter Kamerad und ein tapferer Soldat bist.

Es scheint ja, daß wir in Polen bald fertig sind und dann steht die ganze Kraft für den Westen zur Verfügung. Die Engländer werden es schon noch zu spüren bekommen, was sie sich eingebrockt haben. Sie scheinen doch eine ganz falsche Vorstellung zu haben von dem Deutschland Adolf Hitlers."

Heil Hitler!

Deine Mutter.

Im Sinne des Gefallenen

Volkenburg, 27. Februar 1940.

Für die schönen Bilder, die Sie mir von der Ruhestätte meines Mannes schickten, möchte ich Ihnen recht herzlich danken. Sie haben mir eine sehr große Freude damit bereitet.

Deutschland braucht Raum, und dafür sind diese Opfer notwendig. Und jeder, den es getroffen hat, gab sein Leben bestimmt gern für Deutschland mit einem Führer, wie wir ihn haben.

Und wir, die wir von diesem Schicksal betroffen sind, werden uns nicht im persönlichen Kummer vergessen. Das wäre nicht im Sinne unserer Gefallenen.

Das Leben geht weiter und wir müssen es würdig weiterleben, beweisen, daß wir ihrer wert waren.

Eine neue Lebensaufgabe habe ich mir gesucht, indem ich in den Arbeitsdienst gegangen bin, um Führerin zu werden."

Heil Hitler!

Rina Brüchmann.

Zwei Kilometer auf Pantoffeln

Ludwigsburg, 18. Dezember 1939.

„... ich habe die Freude, Ihnen folgendes mitteilen zu können: Unter dem tiefen Eindruck, den die Zerstörung des Panzerschiffes „Admiral Graf Spee" im ganzen deutschen Volk ausgelöst hat, erschien am Morgen des 18. Dezember, kaum eine Stunde nach der Durchgabe der Meldung, der Gärtner August Oßwald aus der Ludwigsburger Vorstadt Oßweil auf der Schriftleitung der Ludwigsburger Zeitung.

Er zählte zehn Hundertmarkscheine auf den Tisch des Hauses mit den Worten: „Dem Führer muß geholfen werden, damit er wieder ein neues Panzerschiff bauen kann."

Der Mann, der im großen Krieg über vier Jahre an der Front stand und schwerkriegsbeschädigt ist, handelte so unmittelbar unter dem Eindruck der Nachricht, daß er sich sofort in Hausschuhen auf den etwa zwei Kilometer langen Weg machte, um seine Spende zu überbringen. Er sträubte sich lange, bis er uns seinen Namen nannte, und ließ sich erst dazu herbei, als wir ihm versprachen, ihn nicht in der Zeitung zu bringen."

Heil Hitler!

Dr. G.

Die Haltung der Frau

Nürnberg, den 4. Januar 1940.

„Vor einigen Tagen erschien bei dem Unterzeichneten eine Frau, anscheinend in sehr bescheidenen Verhältnissen, namens Eisen und teilte folgendes mit:

Ich bin Putzfrau bei den städtischen Werken Nürnberg. Vor dem Krieg bin ich als Hilfspflegerin in das Res.-Lazarett Nürnberg befohlen worden. Vorgestern wurde ich nun wegen Mangel an Verwundeten auf Bereitstellung entlassen und erhielt gleichzeitig meine Löhnung für 3 Monate in Höhe von RM. 25,—. Am gleichen Tage erhielt ich aber auch meinen Wochenlohn in Höhe von RM. 24,15. Diesen Wochenlohn will ich für verwundete Soldaten bei Ihnen abgeben, da ich durch den Krieg kein Doppeleinkommen haben will.

Frau Eisen ließ sich durch nichts dazu bewegen, dieses Geld wieder zurückzunehmen, so daß nichts anderes übrig blieb, das Geld einem schwer verwundeten Kameraden zu übersenden.

Bezeichnend für die Haltung dieser Frau ist aber, daß sie ihren Vater im Weltkriege vor Verdun verloren hat, ihr Mann bei einem SA.-Aufmarsch 1931 in Weimar als SS-Mann so schwer verletzt wurde, daß er starb.

Vor dem Julfest erhielt der Unterzeichnete außerdem folgendes Schreiben:

Nürnberg, 21. Dezember 1939.

Die Mutter eines gefallenen SS-Mannes bittet die kleine Gabe für einen armen Kameraden zu verwenden

Heil Hitler!

Keine Unterschrift.

Beigefügt war der Betrag von RM. 30,—.

Da keine andere Möglichkeit zu danken besteht, wird um Veröffentlichung gebeten."

Heil Hitler!
E.

Nur — Durch!

Im Westen, 15. Januar 1940.

Lieber Herr W. und Frau!

„Ihrer gedenkend zum neuen Jahre noch alles Gute. Bin seit Beginn des Krieges als Freiwilliger an der Front. Mir gehts bis heute gut. Gerne gedenke ich der schönen Stunden auf der Waldhaus-Alm.

Meine beiden Söhne sind bei Lemberg gefallen — aber es ist jetzt keine Zeit zum Trauern, für uns gibt es nur ein Durch.

Ihnen und Ihrer Frau ergebene Grüße

Heil Hitler!"
Ihr S. P., Hauptwachtmeister.

„Wenn wir erst in Deutschland sind"

Leipzig, Oktober 1939.

„Zeitdokumente sollen gesammelt werden. Sie können die Gegenwart nachdenklich stimmen und die Zukunft belehren.

Von einer befreundeten Dame wird mir ein Brief zur Verfügung gestellt, den ich Ihnen beiliegend zur Kenntnis bringen möchte.

Der Gatte der Briefschreiberin bekleidete bisher in Riga eine angesehene Stellung als höherer Lehrer, besser deutsch ausgedrückt, Lehrer an einer höheren Lehranstalt. Er, seine Frau und die Kinder, kennen nur Lettland als Geburts- und Heimatland. Auch die Vorgeneration war schon in Lettland ansässig.

Es ging ihnen immer gut, es fehlte an nichts und trotzdem ließen sie alles liegen und stehen und wollen lieber Deutsche sein, d. h. sich in einen harten Kampf einschalten. Die sichere Existenz, ein fester Wohlstand, alles das zählt aber auch gar nichts gegen den Ruf des Führers. Und es ist nicht nur ein einzelner, nein, sie kommen alle. Sie kommen auch nicht, wenn wir Feste feiern, sondern in der ernsten Zeit des Vaterlandes, wollen helfen und ergänzen.

Ist das nicht deutsch und treu? Die Melodie werde ich weitertragen, dorthin, wo man nicht singen will, oder andere Klänge im Ohr hat!

Haben auch Sie eine Freude an dem Brief, wie ich sie hatte!“

Heil Hitler!
A. Sch.

Riga, den 18. Oktober 1939.

Meine sehr, sehr liebe Martha!

„Eben im allergrößten Packen begriffen, finde ich auch Deine letzten Briefe, und da wurde das Verlangen in mir so groß, mit Dir darüber zu sprechen, was mich bewegt, daß ich meine Arbeit ruhen lasse, um Dir zu schreiben.

Marthchen, Euer geliebter Führer ruft und wir kommen alle!

Kannst Du Dir das vorstellen, was es heißt, stolz und frei deutsch zu sein? Es laut sagen dürfen, daß man ein Deutscher ist?

Ach Marthchen, es ist nicht zum Begreifen, daß das alles wahr wird, man wagt ja gar nicht an so viel zu glauben. Und doch wird überall bei allen Volksdeutschen gepackt.

Sonnabend ging schon der erste Dampfer, morgen folgt der zweite, wir warten bis wir drankommen. Wenn es auch vielleicht sehr schwer ist mit allem fertig zu werden und man kaum zum Nachdenken kommt, so ist das Herz doch voll dankbarer Liebe.

Dieses ist wieder ein Stück Weltgeschichte, und wir dürfen miterleben. Es heißt nur immer wieder: in Deutschland wird es so sein, und in Deutschland machen wir dies und jenes, und wenn wir erst in Deutschland sind usw.

Sobald ich weiß, wo unser Ziel ist, und wir dort angekommen sind, schreibe ich Dir wieder.

Bis dahin verbleibe ich mit den allerinnigsten Grüßen in alter treuer Freundschaft Deine C."

Die letzte Entscheidung

Bozen, 29. November 1939.

„Ihre Feldpostkarte hat mich sehr gefreut. Ich benütze eine günstige Gelegenheit Ihnen zu berichten was uns bewegt.

Vor allem verfolgen wir mit innigster Anteilnahme den Heldenkampf unseres Vaterlandes — so darf ich wohl sagen, nachdem wir um die „deutsche Staatsbürgerschaft angesucht haben", wie der amtliche Ausdruck für die Volksabstimmung in Südtirol heißt.

Unser Kampf um das Deutschtum gleicht dem Eueren an der Front — auch hier geht es um alles. England und Frankreich mit seinen Trabanten — eine Welt von Feinden steht Euch gegenüber — ein Wille und ein einig Volk sichert uns den Sieg.

Wir stehen in der größten seelischen Entscheidungsschlacht, die die Weltgeschichte kennt. Wir müssen nicht,

wie die Saardeutschen für Deutschland oder Frankreich bezw. Italien stimmen, sondern wir haben zu wählen, ob wir unsere heißgeliebte Heimat behalten oder ob wir uns als Deutsche bekennen und auswandern wollen.

Wissen Sie was es für einen Tiroler heißt, die herrliche tausendjährige Heimat verlassen, wo die ältesten und schönsten Erbhöfe der Welt stehen, wo eine vielhundertjährige Geschichte von Leid und Freud uns an die Scholle geschmiedet hat, wo Palme und Gletscher, deutscher Wald und sonnige Rebhügel nebeneinander stehen in geschlossener Schönheit.

Bei der Wahl, ob Heimat oder Deutschtum, siegt überall die Stimme des Blutes, und so wählt alles Deutschland, und so werden wohl über 95% aller Südtiroler das Land verlassen, um im Deutschen Reich eine neue Heimat zu gründen.

Dieser Kampf um Vätererbe oder Deutschland hat zu einem herrlichen Sieg deutscher Einigkeit und Treue und Opfersinn geführt — Alles für Deutschland und für ein einig Volk — unser Schicksal wird mit dem Deutschlands ewig verbunden sein in Freud und Leid, in Kampf und Not — wir wollen Euer an der Front würdig sein und eine geschlossene Front des Blutes bilden."

Heil Hitler!
Ihr Rudolf B.

Wir ahnungslosen Binnendeutschen

Deutsch-Przemysl, 3. Februar 1940.

Lieber Kamerad!

„Es ist einige Zeit her, daß wir nichts von einander gehört haben, aber das dürfte jetzt kein vereinzelter Fall sein. Wir haben im allgemeinen wohl Wichtigeres zu tun

als „von einander zu hören". Und ich würde Deine Zeit auch nicht mit einer friedensmäßigen Korrespondenz belasten, wenn es mich nicht wirklich drängen würde, mein Herz einmal vor einem auszuschütten, der auch den früheren Inhalt einigermaßen kannte.

Ich weiß: drängen und Herz ausschütten — das sind abgegriffene Worte, aber dieses eine Mal scheinen sie wirklich angebracht zu sein.

Also mich hat — damit muß ich nun doch anfangen — der Krieg nach dem Polenfeldzug hierher nach Przemysl verschlagen. Vor zwei Monaten hätte ich noch gesagt: er hat mich hier vergessen. Denn es ist weiß Gott ein gottverlassenes Nest und es verdankt seine geographische Berühmtheit allein den österreichischen Festungsbaumeistern und der Besatzung, die es während des Weltkrieges so lange und so ruhmvoll verteidigte.

Aber selbst diese wenigstens historisch bemerkenswerten Stätten liegen auf dem anderen San-Ufer auf russischem Interessengebiet, und was wir nun Deutsch-Przemysl nennen, ist nichts als eine Vor-„Stadt" von polnischester Trostlosigkeit und geeignet, jedem, der dahin verschlagen wird, das heulende Elend beizubringen.

Ich haderte mit Gott und der Welt, als ich verdonnert wurde, mir den weiteren Verlauf der von uns zu gestaltenden Weltgeschichte aus dieser Perspektive anzusehen.

Dann kam die Führerrede mit ihrer Verheißung, daß die Volksdeutschen aus dem russischen Interessengebiet heimgeführt werden sollten. Dann kamen Eure ᛋᛋ-Männer von den Aussiedlungskommissionen, dann stürzten auch wir uns in einen Trubel vorbereitender Arbeit, und dann kamen die ersten Bauern aus Ostgalizien.

Und mein seitheriges Erlebnis muß ich Dir nun schildern.

Es ist möglich, daß Du mehr von diesen Dingen weißt

und einen größeren Überblick hast; daß Du Dir sagst: wozu schleppt er mir Eulen nach Athen? Aber ich will ja auch nicht den großen Hergang schildern, der Dir besser geläufig ist. Ich will auch kein Wort über die geschichtliche Bedeutung dieser Völkerwanderung sprechen und nicht über den völkischen und rassischen und volkspolitischen Gewinn, den sie uns einbringt, sondern nur von mir.

Ja, so egoistisch bin ich, daß ich nur von meinem eigenen Erleben sprechen will — in der leisen Hoffnung, es könnte vielleicht auch anderen von Wert sein.

Bilde ich mir das nur ein oder glaubst Du, daß es jedem an meiner Statt so ergangen wäre? Ich jedenfalls habe das Gefühl, als sei mir der Begriff Volk erst jetzt in seiner ganzen Größe und Heiligkeit aufgegangen. Wir haben dieses Wort unzählige Male in den Mund genommen. Es war der feste Punkt, um den wir unsere Weltanschauung errichteten, der Kern unseres Glaubens.

Aber haben wir denn eigentlich tief genug darüber nachgedacht, was ein Volk ist? Wir haben es vielleicht zu sehr als eine feststehende Größe betrachtet und uns zu sehr auf unsere Schulweisheit verlassen.

Volk im Sinne unserer kleindeutschen Väter war alles, was in den Grenzen des Reiches wohnte: nicht viel und manches, was bei Gott nicht dazu gehörte. Dann lernten wir: Volk sei alles, was deutsch ist. Und was ist deutsch? Wir begnügten uns wiederum mit einer Schulweisheit, die Völker allein auch ihren Sprachen abgrenzte: deutsch sei, was sich der deutschen Sprache bedient.

Nun, das taten auch die Juden. Das tun auch mancherlei Leute, die wir ungern als Deutsche ansprechen möchten.

Wir machten also unsere Einschränkungen. Aber weiter kamen wir nicht. Wir fanden wohl ein schönes Wort: deutsch ist, was deutschen Glaubens ist. Und der National-

sozialismus sprang wie ein zündender Funke über die kleindeutschen Grenzen und entfachte den deutschen Glauben überall zu hellen Flammen.

Das Bekenntnis zum Führer kennzeichnete den Deutschen nun viel deutlicher als die Sprache. Aber der neuen, so entstehenden Deutung des Volksbegriffes, fehlt jedoch noch die greifbare Beweiskraft. Wir erlebten wohl die Heimkehr der Ostmark und des Sudetenlandes. Aber das waren ja nicht nur Siege des Glaubens, sondern schließlich auch politische, ja machtpolitische Vorgänge, und wer uns übelwollte, konnte sagen: das wäre doch noch kein Beweis für unsere These, daß Deutscher sein und einen deutschen Glauben habe, eins wäre.

Nun kommen aber fast an jedem Tage die langen Züge der volksdeutschen Bauern über die San-Brücke. Sie bringen mit sich was auf ihre Wagen geht, dazu zwei Pferde und vielleicht auch eine Kuh. Das ist alles. Das ist ihre Habe, das ist der Rest von all dem, woran sie und die Generationen vor ihnen hingen, wofür sie gearbeitet, worum sie gebangt haben. Sie führen nicht mehr mit sich als ein Flüchtling. Und doch sind sie alles andere als Flüchtlinge.

Wie lächelnde Sieger ziehen sie an uns vorüber, wie ein Bauernheer, das sich die Freiheit und eine Heimat errang.

Ich habe mit Unzähligen gesprochen. Sie erzählen von ihren Höfen, von ihren Äckern, von Wald und Moor und Bruch und Weide, von Pferden und Vieh, wie ein Mensch von seiner Heimat erzählt. Sie sagten nicht: wir waren arm, es ging uns schlecht, sie redeten sich selbst nicht ein, daß sie etwas Verlassenswertes verließen.

Stolz erzählten sie von ihrer und ihrer Väter Leistung — und ich konnte es oft nicht begreifen, daß sie das alles

hinter sich warfen, ohne eine Träne des wehen Abschieds. Sie zeigten mir Bilder von schmucken, stolzen Dörfern und prächtigen Höfen, wahren Burgen eines trotzigen Bauerntums. Und von dem oft unfaßbar großen Leid, das viele Einzelschicksale erfüllte, sprachen sie nur mit einer fortwerfenden Handbewegung, so, als ginge sie das alles jetzt nichts mehr an, nun, da sie daheim sind.

In Deutschland zu sein, im Reich des Führers, und hier vor allem bleiben zu dürfen, nicht mehr umkehren zu müssen, als Deutscher unter Deutschen weilen zu können, und nur deutsch, nichts als deutsch, die heilige Muttersprache zu hören, das war ihnen allen das große Erlebnis ihres Lebens, mehr noch: der Beginn eines neuen Lebens, eine Wiedergeburt.

Und wir alten Knochen standen dabei und schämten uns nicht nur unserer Tränen, sondern wir erstickten eine noch ganz andere Scham in unserer Geschäftigkeit, denn wir mußten ja heimlich zugeben, daß wir doch nicht so recht gewußt haben, was das heißt: Deutscher zu sein.

Ich bin hier nur ein sehr kleines Rädchen im großen Getriebe, aber ich habe tausend harte Hände geschüttelt, die sich mir, wo ich ging und stand, entgegenstreckten, und jede wurde mir so geboten, als sei ich — Deutschland.

Es nutzte mir nichts, daß ich immer abwehrend auf die Geringfügigkeit meiner Leistung, auf meine persönliche Null hinwies, wenn man mir für meine kleine und untergeordnete Hilfsstellung überströmenden Dank sagte. Ich trug ja eine Uniform, eine deutsche Uniform, und auf der Mütze das Hoheitszeichen des Führers, das genügte vollauf.

Denn diese Menschen schlossen ja nur von sich auf andere. Sie meinten ja, jeder Deutsche aus dem Reich müsse so sein wie das Bild Deutschlands, das in ihren Herzen seit jeher stand.

Die Älteren unter ihnen haben Unfaßbares erlebt. Der Weltkrieg zerstampfte die Fluren ihrer galizischen Dörfer; jahrelang waren sie heimatlose Flüchtlinge unter Fremden fremder Zunge. Die Brüder aus Wolhynien wurden von den zaristischen Behörden nach Sibirien verschleppt, unzählige sind dort verschollen, verhungert, erfroren, Opfer des Bürgerkrieges geworden. Auf Irrwegen seltsamster Art fanden sie dann heim in eine oft zur Wüste gewordene Heimat, in einen neuen Staat Polen, der ihnen feindselig begegnete.

Aber sie waren noch nicht wieder seßhaft, da überfiel sie der polnische Ausrottungskampf gegen die ukrainischen Umwohner mit allem Greuel, da wurde ihre Heimat abermals Schlachtfeld des russisch-polnischen Krieges, und nach diesem abermals Schauplatz des polnisch-ukrainischen Gemetzels. Wie groß war die Versuchung, sich wenigstens auf eine Seite zu schlagen, zu sagen: ich bin ein Russe, oder ein Ukrainer, oder endlich: ein Pole. Statt an einem Deutschtum zu hängen, das in diesem Fall Europas so himmelfern, so schemenhaft unwirklich war. Deutsche in Galizien, Wolhynien?

Wer wußte etwas von ihnen!

Diejenigen unter ihnen, die Gelernten und Studierten, die schon einmal in Deutschland waren oder während des Weltkrieges mit deutschen Verwaltungsstellen in Berührung kamen, wissen noch gut, wie verständnislos man sie behandelte: als Galizianer, als Polen, als sonstwas, nur nicht als Deutsche. Aber daran, wie sie davon sprechen, erkennt man, von welcher Art ihr Deutschtum ist: als ein innerliches Bedürfnis, das unantastbar ist durch äußere Dinge.

Das Reich brauchte von ihnen nichts zu wissen, so wie ein König von jedem einzelnen seiner Untertanen nichts zu

wissen braucht. Sie aber wußten vom Reich — mehr als die meisten von uns.

Anders als wir haben sie Deutschlands Wiedergeburt erlebt. Ein Gott, der sein Antlitz lange verhüllte, bot sich wieder den Blicken gläubiger Menschen und durchwärmte ihr Dasein durch neuen erstrahlenden Glanz. Deutschland, heiliges Deutschland! Nie habe ich mit der gleichen religiösen Verklärung von ihm sprechen hören, es sei denn — den Führer.

Der Führer aber spricht aus den Worten einfacher Bauern, die ihn nie sahen und sehr selten hörten, deren Fuß noch niemals deutschen Boden betreten hatte. Der Führer hat gesagt ... sie wußten es genau, dann und dann — das und das. Sie sprachen das aus wie man eine selbstverständliche ewige Wahrheit ausspricht, einen Leitsatz des Lebens, eine Sinngebung des Daseins.

Der Führer! Sie nannten ihn so selbstverständlich ihrer aller Vater, er ist so selbstverständlich Fahnenträger der Vorsehung, seine Taten sind so selbstverständlich Offenbarungen des göttlichen Willens, er ist so sehr Träger und Bestandteil ihres Glaubens — wie vielleicht unseren Kindern und Kindeskindern. Jetzt verstand ich diese immer wiederkehrende Äußerung in ihrer ganzen Größe und Tragweite: der Führer hat uns gerufen! Damit ist alles weggewischt, was an irdischen Dingen sie in der alten Heimat hätte halten können, was an Bedenken unter anderen Umständen aufgetreten wäre, die Angst vor der beschwerlichen Fahrt, vor dem Ungewissen — — —. Dieses Wort kommt in ihrem Wortschatz gar nicht vor.

Ungewiß? Der Führer braucht uns. Hier sind wir. Was er befiehlt, wird gut sein. Denn wir sind Deutsche und er ist Deutschland.

Und ich darf jetzt bescheiden hinzufügen: auch wir sind

Deutsche, wir oft so ahnungslosen Binnendeutsche. Ich weiß jetzt, was das heißt. Ich weiß jetzt, daß aus diesem Bekenntnis ein Glaube sprechen muß, vor dessen Mächtigkeit alles Irdische zerstiebt, Besitz und Gewohnheit, Althergebrachtes, Ersessenes, Liebgewordenes, das Liebste — und sei es selbst das Leben.

Haben wir das vordem schon in schönsten Worten gedacht oder ausgesprochen, so geschah es doch mit der Einschränkung, daß wir „nur" Menschen seien mit irdischen Bedürfnissen. Aber jetzt weiß ich, daß diese innere Schwäche nicht natürlicher Bestandteil unseres Wesens ist und daß diese Ausrede nicht mehr gilt. Denn ich habe ja das Gegenteil erlebt und gelernt, von einfachen Bauern hier in Przemysl.

Das wollte ich mir einmal vom Herzen schreiben."

Heil Hitler!
Dein E. B.

Die Saat geht auf

Die nationalsozialistische Weltanschauung setzt in ihrem bewußten Träger einen gläubigen Menschen voraus, und aus ihrem Glaubensgrundsatz als Voraussetzung jeder Erfüllung zu weiterem Ziel gründet sich ihr Totalitätsanspruch.

Man hat uns oft, weil wir uns nicht für Konfessionen oder Dogmen einsetzten, mit der mißbräuchlichen Anwendung des Wortes Heide als Atheisten oder Gottesleugner verschrien. Haben wir es nötig, dagegen aufzustehen? Sollen wir etwa dagegen beweisen, daß es einen Gott gibt? Mögen die Atheisten beweisen, daß es ihn nicht gibt, wir glauben!

Wir glauben an Gott, den Starken, wir sehen ihn im Werden und Wachsen, und lieben in unserem Volk seine gewaltigste Schöpfung, die uns göttliche Offenbarung bedeutet.

Wir glauben an Gott, den Allgewaltigen, der nicht mit sich handeln und feilschen und der sich nicht in kleinliche Engen und Formen pressen läßt, denn er gab uns selbst das Maß, ihn zu erfassen, die Tiefe und Weite des menschlichen Gedankens.

Wir glauben an die Ewigkeit, an die Ewigkeit all der großen Taten und Werke von Menschen, die das Antlitz unseres Volkes mitprägen halfen, wir glauben

an ein ewiges Leben als Glieder einer gewaltigen Kette, die aus urgründiger Tiefe hinter uns, über das Heute unserer Gegenwart, in die Zukunft des weiteren völkischen Lebens reicht.

Wir gehen den Weg, beladen mit manchen Fehlern und Schwächen der Vergangenheit, von denen wir uns in bewußter Arbeit und übernommener Pflicht für die Kommenden lösen, als ein Glied in der Kette, das in sich aus seinem festen Glauben den Willen trägt, nie schwächer zu sein als irgendein anderes im weiteren Ablauf.

Durch den Schoß der Frau geht dieser Weg, und in Verehrung nehmen wir alles von ihr, was düstere Zeiten ihrer Heiligkeit zu rauben versuchten, zum Schaden des lebendigen Volkes.

Wir glauben an Gott und dienen ihm in unserem Volke, und wahrlich, dieser Glaube ist stark und mächtig, denn mehr Wunder und mehr gewaltige Tat machte er in unserer Zeit möglich und frei, als uns jemals Legende und Historie zuvor zu überliefern vermochten.

Dieser Glaube an Deutschland und sein ewiges Leben ist ein Glaube an unser aller Ewigkeit. Zu diesem Leben gehört der Dienst am Volk, ein freier Dienst aus freiem Willen, geboren aus gläubigem Herzen.

Denken wir immer und zu jeder Zeit an den Führer vor uns, sein unermeßlicher Glaube an Deutschland hat ein ganzes Volk vor dem Untergang bewahrt. Diese Tat des Gläubigsten aller Deutschen sei allen,

die die Wahrheit suchen, die Richtung auch zu ihrem letzten Ziel.

Aus dem gläubigen Bekenntnis zu Gottes erhabenster Schöpfung, zu unserem Deutschland, aus der Tat eines großen Herzens werden wir das Vorbild und die Kraft aller Zukunft schöpfen.

Deutschland steht jetzt mitten im Krieg, nur eine besondere Form eigentlich des großen, langen Kampfes um die deutsche Freiheit, eine Form aber, die noch weniger ein Lippenbekenntnis, noch mehr das letzte, das beste Tatbekenntnis zu unserem Glauben, zur nationalsozialistischen Weltanschauung verlangt.

Dieser Krieg ist die große Zeit der Bewährung, das Schicksal fordert von uns den Beweis, daß die Idee zur klaren Wirklichkeit wurde. Die Zeit der ersten Ernte ist nahe.

Die Saat ist aufgegangen. Die Herzen gehören nur noch dem letzten Ziel, und davon sprechen nun die Männer und Frauen in ihren vielen Briefen, beweisen uns, wie selbstverständlich und froh der Einsatz, das Opfer und die Tat sind, durch den Glauben, der für Deutschland den Sieg bedeutet.

Einleuchtend — und schwer

Stuttgart, Februar 1940.

„Ich muß, um offen zu sein, zu meiner Beschämung gestehen, daß ich von „Schwierigkeiten des Alltags“ seit Kriegsanfang verdammt wenig zu tragen bekommen durfte.

Ich schreibe bewußt „durfte“, denn das, was uns nach Beendigung des Krieges sicher ist, ist so unvorstellbar groß und gewaltig, daß jeder von uns, der nicht an der Front sein darf, in der Heimat jahrelang schuften und schuften müßte, bis das Blut unter den Nägeln hervorkommt, um nur mit einem Schein von Recht sagen zu können, er sei des dann Erreichten auch nur halbwegs würdig.

Schwieriger war es schon, damit fertig zu werden, daß im September mein Gesuch der freiwilligen Meldung zur Wehrmacht abschlägig beschieden wurde, da ich in meinem Zivilberuf unabkömmlich sei.

Es ist so einleuchtend und so einfach, einzusehen, daß auch in der Heimat eine Pflicht erfüllt werden muß, — und so schwer, sich damit abzufinden, nicht kämpfen zu dürfen.“

Heil Hitler!
Franz M.

Wir Kriegsgeneration

Neudeck, Sudetengau, 25. Januar 1940.

„... wir, die wir schon den Weltkrieg wissend miterlebten, sozusagen die „zweite Kriegsgeneration“, wir werden von diesem Kriege vielleicht innerlich schwerer auf die Probe gestellt als die Jungen, die an politischem Geschehen nichts erlebten als den wunderbaren Siegeszug des Nationalsozialismus nach einer Zeit tiefster Depression.

Wie es zu dieser Depression kam, das wissen sie nicht, das heißt, sie wissen es aus den Erzählungen ihrer Eltern, den Berichten der Bücher, aber selber erlebt haben sie es nicht. Wir Älteren dagegen haben es bitter am eigenen Leib gespürt, wie unser Volk Stufe um Stufe von seiner einstigen Höhe hinuntergestürzt wurde, wie Stück um Stück heilig gehaltenen Volksgutes uns höhnend entrissen wurde.

Wir haben dies alles erlebt als Folge jenes ungewonnenen Krieges, in den unsere Generation doch sicher mit dem gläubigsten Siegeswillen eintrat.

Ich weiß nicht, ob ich mich Ihnen richtig ausdrücken kann, ich meine hier, daß wir, die „zweite Garnitur", auch 1914 bis zur letzten bitteren Stunde unsere Pflicht taten und doch der Übermacht des feindlichen Geistes weichen mußten. Wenn wir daher heute, in dieser Fortsetzung des Kampfes von damals — denn ich sehe diesen Krieg nicht als „neuen" Krieg, sondern als die Austragung einer Entscheidung, die damals unterbrochen wurde — mit noch größerem Vertrauen, noch tieferer Hingabe an unseren Sieg glauben, so ist das für uns sicher eine innere Gewaltleistung, die fern von jedem billigen Begeisterungstaumel ist.

Und wir glauben an den Sieg! Das ist keine Phrase, das ist so wahr wie der Herzschlag, der in mir pulst! Ich sehe es täglich, stündlich an meinen Volksgenossen, bei jedem Wort, bei jeder Handlung kommt es zum Durchbruch.

Ich kann ein wenig Schein und Wahrheit voneinander unterscheiden, ich spüre es, wo das Herz spricht oder nur der Mund. Und ich höre tausendmal mehr das Herz sprechen als den Mund; bei Anlässen, wo niemand an Pose oder Zurschaustellung denkt, kommt die wahre Meinung der Menschen ja stets am unverfälschtesten zum Ausdruck.

So z. B. wenn eine Kameradin unbefangen von ihren Plänen „nach dem Kriege" spricht. Pläne, die nur ein siegreicher Krieg verwirklichen kann; oder, wenn alte Frontkämpfer aus dem Weltkrieg voll bitterer Resignation klagen, daß ihnen ewig das Odium des „verlorenen" Krieges anhaften wird, während die Jungen von heute sich einst als die Sieger feiern lassen können.

Das sind kleine Episoden, aber sie zeigen schlaglichtartig den Geist, der aus ihnen spricht.

Als Hausfrau, als Frau eines Handwerkers — wir haben eine Gärtnerei — erlebe ich naturgemäß den Krieg nicht nur von der heroischen Seite. Er tritt oft genug mit seiner nüchternsten Prosa an mich heran. Da ist einmal der leidige Mangel an Arbeitskräften! Doppelte Arbeit wie früher muß geleistet sein! Dann die Aufgaben, die der Dienst an der Volksgemeinschaft erfordert. Sie sollen und müssen erfüllt werden, wenn man auch oft nicht weiß, wann und wie.

Die Probleme, die für manche vielleicht sehr wichtig sind, haben Gott sei Dank für meinen Haushalt gar keine Bedeutung: nämlich die Kartenwirtschaft.

Wir waren die ganzen sogenannten Friedensjahre hindurch an ein Leben gewöhnt, gegen das unser heutiges Leben uns wie Luxus vorkommt. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß wir Landbutter als Brotaufstrich schon als kleine Verschwendung ansahen; wir haben 15 Jahre hindurch nur Margarine auf das Brot gestrichen, und mein Mann drückte dies neulich auch ganz klar aus, als er meinte: es sei eigentlich eine Sünde, jetzt im Krieg, wo man doch sparen sollte, jeden Tag Butter aufs Brot zu essen.

Wir haben auch keine Sorgen mit den übrigen Zuweisungen, denn alles ist so reichlich zugestellt, daß es über den Standard unseres Lebens hinausgeht. Und so dürfte

es wohl den meisten meiner sudetendeutschen Volksgenossen gehen.

Im Altreich mag es in dieser Hinsicht vielleicht schwerer fallen, sich mit den vorgeschriebenen Rationen zu begnügen, draußen hatte man in den Jahren des Aufbaues vorher einen Index erreicht, der dem im Sudetengau um vieles voraus war.

Das bestätigten uns beim Einmarsch unsere Einquartierer, die sich alle über unsere bescheidene Lebenshaltung wunderten. Darum ist es für uns kein so großes Verdienst, wenn wir ohne „Meckern" mit allem auskommen."

Heil Hitler!
Maria K.

Stolze Ostmärker

Mödling, März 1940.

„Ich habe durch 4½ Jahre den Weltkrieg auf verschiedenen Kriegsschauplätzen mitgemacht, so auch den Anfang in Galizien. Daher war ich gespannt, wie sich unsere neue Wehrmacht in Polen schlagen würde.

Es ging mir wohl genau so wie uns allen, ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Schlag auf Schlag, in einem nie geahnten Tempo rollten die Ereignisse ab, und in drei Wochen hatte unsere tapfere Wehrmacht ein großes Reich von der Landkarte weggewischt.

Meine persönlichen Empfindungen in diesen Tagen kann ich nur schwer beschreiben. Mich erfüllte ein unsagbarer Stolz, daß wir Ostmärker jetzt auch zu diesem neuen Deutschland gehören, und eine tiefe Dankbarkeit dem Schöpfer dieses Reiches gegenüber.

Wie armselig sind die kleinen, lächerlichen Opfer, wenn man es überhaupt wagen darf, sie als solche zu bezeichnen, die wir, infolge des aufgezwungenen Krieges, unserer Be-

quemlichkeit oder auch unserem Gaumen bringen müssen, gemessen an den glanzvollen, mit dem ganzen Einsatz des Lebens erkämpften Waffentaten, die unser Heer, Luftwaffe und Marine stündlich vollbringen.

Ich habe mir das Leben im Kriege so eingeteilt, daß es genau wie im Frieden weiterläuft, und ich müßte lügen, wenn ich sagen würde, daß ich mir wirkliche „Entbehrungen" auferlegen muß. Es bedarf nur etwas Selbstdisziplin, um über kleine Schwachheiten, die wir Menschen nun einmal haben, hinwegzukommen.

Ich brauche nur an die Verpflegung im Kriege 1914—18 zu denken, wenn sich der innere „Schweinehund" einmal bemerkbar macht und aufmucken will, und sofort verkriecht sich diese Bestie.

Ich kann davon ein Lied singen, wie sich die damalige Lebensmittelzuteilung ausgewirkt hat. Als ich nach dem Kriege heimkehrte und keinerlei Verbindungen hatte, um mir Lebensmittel „hintenherum" zu verschaffen, mußte ich von den Lebensmittelkarten und den darauf gedruckten „Versprechungen" leben!

Die Folge war, daß ich wiederholt, durch Unterernährung und Hunger geschwächt, ohnmächtig wurde, wenn ich an meine Arbeit fuhr. In der Nacht ließ mich der aufdringliche Geselle Hunger nicht schlafen, tagsüber war er mein ständiger Begleiter, und so ging es Wochen und Monate. Wie gut und reichlich leben wir dank der Umsicht unseres Führers heute. Wir haben Brot und Mehl in reichlicher Menge, und das ist die Hauptsache.

Zugegeben, daß die Fettration klein ist, aber das ist Gott sei Dank nicht ausschlaggebend. Hätte ich damals über die Brotmenge verfügen können, die mir heute zu Gebote steht, wäre mir das schreckliche Gespenst des Hungers, das mich noch viele Jahre später in meinen Träumen verfolgte und quälte, nie begegnet. Jeder, der

einmal Hunger gelitten hat, wird mich verstehen und mir recht geben.

Auch diesmal versuchen uns die Westmächte durch eine Hungerblockade auf die Knie zu zwingen, welch ein vergebliches, naives Beginnen. Sie sollten einmal die Güte unseres täglichen Brotes sehen, dann würden sie begreifen müssen, daß von einer Aushungerung keine Rede sein kann. Wichtig ist nur, daß sich alle Deutschen bewußt sind, daß sie einzig und allein, weil sie eben „Deutsche" sind, von den Feindesmächten bis zur Ausrottung bekämpft werden.

Wieder werfen die Westmächte ihre Leimspindeln aus, versuchen uns von unserer Führung zu trennen, versprechen abermals das Blaue vom Himmel — doch heute sind die Gimpel nicht mehr vorhanden, die Sehnsucht nach englischen Leimspindeln in ihren Herzen tragen.

Wir Ostmärker erinnern uns noch genau, wie gemein man uns behandelt hat und wie sehr man unsere Frauen und Kinder leiden ließ, weil wir uns „Deutsch-Österreich" nennen wollten.

Ein abgrundtiefer Haß ergoß sich über den von ihnen geschaffenen Bettlerstaat, der nicht leben und nicht sterben konnte, der auf milde Gaben angewiesen war und von einer Schuldenmacherei in die andere gedrängt wurde, der ein Heer von Arbeitslosen hatte, ein Volk unfreier Menschen war, die sich in ihrer Verzweiflung untereinander bekämpften, darbten und litten, aber sich in der überwiegenden Menge doch als „Deutsche" fühlten.

Man untersteht sich heute noch, mit Hilfe der sattsam bekannten fürstlichen und übrigen Emigranten, sich als Retter und Befreier der „vergewaltigten" Ostmark aufzuspielen. Sie vergessen dabei, daß unsere Muttersprache deutsch ist und daß der „österreichische Mensch" nur in ihrer verkommenen Phantasie lebt.

Uns können sie ... mit diesem Köder bestimmt nicht fangen. Ich schaue getrost in die Zukunft und bin ohne Sorge, denn in meinem Herzen und in meiner Seele wohnt der sichere Glaube an unseren wirklichen Befreier Adolf Hitler, der uns Ostmärker all die Jahre des Kampfes und der Unterdrückung nie im Stich gelassen hat und uns auch in diesem schweren Kampfe zum Siege führen wird.

Ich bin stolz, als einer seiner braunen Soldaten für ihn und für unser deutsches Volk dienen zu dürfen, und danke Gott dafür, daß er meine Lebensspanne in dieses Zeitgeschehen einteilte und mich in dieser Generation schuf, die als unbekannter Weggefährte des größten und genialsten Führers aller Zeiten den herrlichen Wiederaufstieg unseres Volkes miterlebt.

Ich bete zur Vorsehung, daß sie diesem Manne, der nur für sein Volk lebt, Gerechtigkeit zuteil werden läßt, so wie er es verdient, und es ihm ermöglicht, sein Lebenswerk damit zu krönen, nach siegreich bestandenem Kampfe dem großen deutschen Volke die volle Lebensfreiheit und den ihm gebührenden Platz unter den anderen Völkern für immer zu sichern."

Heil Hitler!
Sigmund V.

Einer für alle

Im Westen, 26. Dezember 1939.

„... geschrieben habe ich bisher noch nie an Sie. Wenn ich das heute tue, so soll, wenn Sie diese Zeilen vielleicht abdrucken, der Heimatfront der Dank daraus entgegenklingen, den die Soldaten empfunden haben für all die Tausende, ja Millionen von Päckchen, die wir zum Weihnachtsfest bekommen haben.

Ich hatte mich zum Schreiben hingesetzt, um meinen Eltern einen Bericht von unserer Weihnachtsfeier zu geben. Damit mußte ich ja notwendigerweise eine Liste verbinden, in der ich alles aufzählte, was der Weihnachtsmann mir gebracht hat.

Selber hatte ich am Heiligen Abend Dienst, doch wie es bei den Soldaten ist, immer fand sich jemand, der mich ablöste, denn ein geteilter Dienst ist eben ein entsprechend kleinerer Dienst. Also war ich fast vom Anfang bis zum Ende bei unserer schönen Weihnachtsfeier.

Wir hatten unsere Dienststelle durch Spenden und Abzüge vom Sold, die uns gleichmäßig trafen, in die Möglichkeit versetzt, eine ganz große Weihnachtsfeier zu organisieren.

Wir haben bei den Vorbereitungen natürlich weitgehendst geholfen, aber die Hauptarbeit hatte doch unser guter Weihnachtsmann: der „Spieß".

So bekam denn jeder der Kameraden einen gleichen Anteil von der Beute. Wir fanden also einen fabelhaften Weihnachtsstollen und einen schönen bunten Teller mit Pfeffernüssen, Drops, Zigaretten, Äpfeln und Keks, und jeder ein schönes Geschenk. In unserer Mitte brannte ein schöner Lichterbaum, der uns an die Lieben daheim erinnerte. Doch sehr bald kam der Soldat zu seinem Recht, denn unser Chef hielt eine kurze Ansprache, die mit einem Gruß an unseren Führer und Obersten Befehlshaber schloß.

Wir wußten ja durch die Rede des Oberbefehlshabers des Heeres, daß der Führer unter uns Kameraden im grauen Ehrenkleid sein Weihnachtsfest verlebte. So war denn dieser Gruß ein erneuertes freudig-ernstes, heiliges Bekenntnis zum Führer und seinem Werke Großdeutschland.

Und nun kannte die Freude bald keine Grenzen mehr. Seit Wochen nämlich hatten wir Päckchen, größere und kleinere, in fast unvorstellbaren Mengen erhalten. Und da will ich denn mal von meinem Reichtum berichten. Außer dem Roman „Der Traum vom Tode“, den ich von der Kompanie bekam, habe ich in 12 mehr oder weniger großen Päckchen, noch folgende wertvolle Sachen bekommen:

Fünf Bücher, dann bekam ich noch zwei wertvolle Wandkalender, die nun unsere Unterkunft schmücken sollen. Dazu gesellten sich eine halbe Flasche Aquavit, eine halbe Flasche Pfefferminzlikör, eine viertel Flasche Rumverschnitt.

Dann erhielt ich, sage und schreibe, sieben Tafeln Schokolade, zwei Packungen Datteln und eine mit Feigen.

Zwei Pack mit je fünf Stück Nürnberger Lebkuchen, drei Stück, ein größeres und zwei kleinere, Marzipanbrote. Ferner eine Schachtel voll Spekulatius, eine Doppelpackung Butterkeks. Vier kleine Tüten Bonbons verschiedener Art und Füllung.

Zwei Schachteln Husten-Pastillen, 125 Stück Zigaretten, 10 Zigarillos, zwei Brasilzigarren und ein Päckchen Tabak. Ein Spiel Skatkarten, zehn Rasierklingen, ein Pack Tempotaschentücher, ein paar Hosenträger und sechs Stück Tannenbaumlichte. Dazu große Mengen Pfeffernüsse und Obst.

Und nicht zu vergessen: All die Liebe und Güte, die uns aus jedem Päckchen entgegenstrahlte! Ja, dafür muß man sich wirklich noch einmal extra bedanken; die Päckchen waren kleine Kunstwerke und sind von uns in jeder Hinsicht anerkannt worden.

Inzwischen habe ich nun erfahren, daß noch ein 13. Päckchen an mich abgesandt ist. Ich schäme mich fast, so

reich beschenkt zu sein, und hoffe, dies Päckchen möge sich verirrt haben und einem Kameraden Freude gebracht haben, der nicht so viel bekommen hat wie ich.

Durch meinen Brief wollte ich erreichen, daß die lieben Freunde in der Heimat unsern Dank recht empfinden; deswegen betone ich noch, daß ich von meinen Eltern, die außer über drei gesunde Kinder, über keinerlei Reichtümer verfügen, nur ein Päckchen erhalten habe!

Alle anderen kamen von den Arbeitskameraden, Sportkameraden, SA. und Partei und von meiner Wirtin, bei der ich bis zum Ausbruch wohnte. Wenn ich dann noch alle Briefe und Karten dazurechne, dann komme ich zu dem Schluß:

Noch nie hat Deutschland Weihnachten gefeiert so eng verbunden mit seinen Söhnen und Töchtern. Wir alle wissen, dies gemeinsame Fest hat uns noch sehr gestärkt, unsere Fäuste noch stärker mit Kraft versehen, unsern Willen härter gemacht, daß der Wille nicht früher an den Frieden denken möge, ehe wir das „Händlervolk", das sich anmaßt, die ganze Welt zu „beschirmen", nicht bezwungen haben!

Wie ich nun so meinen Eltern berichtet hatte, kam mir der Gedanke: Dies könntest du eigentlich mal schreiben.

Und vielleicht, oder besser hoffentlich, sieht Herr Chamberlain und sein W. C. daraus, wie weit es mit unserem „Hungertode" schon ist!

In diesem Sinne wollen wir Kameraden bleiben und immer fester aneinanderrücken. Ich schließe mit

Heil Hitler!"

Friedrich Wilhelm B., Gefreiter.

Sehnsucht nach dem Regiment

Frankfurt, März 1940.

„Ich bin gewiß, daß ich meinen Posten bzw. meine Posten in der Heimat voll und ganz ausfülle. Ich weiß, daß die Heimatfront wichtig ist wie die kämpfende Front; und doch fühle ich mich als Drückeberger, ich kann mir nicht helfen.

Eine unstillbare Sehnsucht nach meinem alten Regiment, nach meinen alten Kameraden lastet mir auf der Seele, und ich meine immer, wir müßten mit dabei sein, wie einst. Am meisten bedrückt mich dieses Gefühl, wenn ich am Bahnhof die vielen Feldgrauen Abschied nehmen sehe, oder beim Hören der Front- und Erfolgsberichte am Radio.

Natürlich habe ich mich bei Kriegsausbruch freiwillig gemeldet, wie viele meiner alten Kameraden, wir wurden aber nicht angenommen. Ich bin über 50 Jahre alt und kriegsbeschädigt.

Nun stehe ich, wie gesagt, in der Heimat meinen Mann. Auch in der Heimat muß Frontgeist herrschen, und daß dieser herrscht und nicht untergeht, dafür helfe ich mitsorgen. Gott sei Dank gibt es nur wenige, meist gedankenlose Zweifler und noch viel weniger Bösartige. Aber daß sie andere nicht anstecken und sie selbst mit geschickter Hand auf den richtigen Weg geführt werden, darin sehe ich eine der wichtigsten Aufgaben, der ich mich mit großer Leidenschaft widme.

Von persönlichen Opfern kann ich nicht reden; kann man überhaupt von einem Opfer in der Heimat reden, angesichts der Taten unserer Frontsoldaten? Angesichts derer, die Gesundheit und Leben hingaben und noch hingeben werden?

Leider kann ich nur einen Sohn als Soldaten stellen; er ist es mit ganzem Herzen, wie ich es war und bin. Für ihn gilt der Grundsatz wie auch der meine und der aller echten Soldaten, worin ich den Sinn meines eigenen Lebens sehe: Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen.

Man ist eben Soldat, und das zeit seines Lebens, oder man ist es nicht."

Heil Hitler!
Adolf R.

Wir Selbstverständlichen

Standort, Februar 1940.

„... für einen deutschen Mann gibt es in Kriegszeiten nur eine Selbstverständlichkeit, seinem Volk mit der Waffe in der Hand zu dienen. Ich mache also auch nur das, was Millionen andere deutsche Männer auch tun.

Als Soldat hat man alle privaten Angelegenheiten den dienstlichen Interessen unterzuordnen. Das Soldatsein ist ja nichts anderes als praktischer Nationalsozialismus. Gibt es da etwas Selbstverständlicheres, als daß man seine innerste Überzeugung vorlebt?

Über allem Tun und Lassen eines getreuen Gefolgsmannes des Führers steht: „Treue und Gehorsam." Unter diesem Leitsatz lassen sich alle Schwierigkeiten ertragen und überwinden.

Eine große Zeit soll mich nicht klein finden. Mehr Kinder und Kindeskinder sollen mich nicht errötend und beschämend sehen, wenn sie mich einmal fragen: „Wo bist du in jener großen Zeit der Wende und Entscheidung gestanden und was hast du getan?

Ich weiß, daß ich Ihnen hiermit nur Selbstverständlichkeiten sage.

Millionen deutscher Männer tun dasselbe, empfinden und denken genau so. Außergewöhnliches und Besonderheiten gibt es da nicht. Aber ich glaube, daß der Führer mit uns Millionen „Selbstverständlichen" schon siegen wird.

Und das ist ja unser aller Ziel."

Heil Hitler!
Gottlieb St., Unteroffizier.

Zwischen den Zeilen

Willich, Februar 1940.

„Sollten etwaige Satzstellungen nicht ganz richtig sein oder hier und da ein Fehler sich eingeschlichen haben, so bitte ich dies zu entschuldigen, denn Sie wissen ja, ich bin nicht Schriftsteller, sondern Hilfsarbeiter. Sie werden mit meinem Brief zugleich einen Einblick bekommen in die Denkungsart vieler mit mir schaffender Arbeitskameraden.

Seit 1933 bin ich nicht mehr Privatmensch, ich gehöre dem Führer.

Schwierigkeiten des Alltags? Welche Not oder Schwierigkeiten waren größer, die von 1918 bis 1933 oder von 1933 bis heute, 15 Jahre wußten wir nicht, für was wir entbehrten. Unsere aufgezwungenen Opfer waren sinnlos. Die Schwierigkeiten von heute tragen wir gern, denn das Leben hat Sinn und Zweck.

Ich muß nun meine Blicke zurückschweifen lassen bis zum Weltkrieg 1914 bis 1918. Gerade in diese Zeit fielen die besten Jahre meiner Kindheit, da habe ich unfreiwillig einen Teil meiner Gesundheit geopfert wegen Mangels an Lebensmitteln.

Hunger, damals haben wir Hunger kennengelernt als Kinder. Heute in diesem Krieg brauche ich nicht zu schreiben: „Ich kann meinen vier Kindern nicht satt zu essen geben", nein, bis zur Stunde haben wir noch keinen Mangel gehabt dank der Fürsorge unseres Führers.

1918, 19/20 raubte man uns den Glauben an Deutschland; Gift wurde in unsere Seelen eingeträufelt, statt Vaterlandsliebe. Ich danke der Vorsehung, daß ich als 16jähriger Junge die Abstimmung in Oberschlesien miterleben durfte, wo trotz deutscher Stimmenmehrheit ein Stück deutschen Landes einem Vasallenstaat einverleibt wurde. Hier lehrten die Herren Engländer und Franzosen uns ungewollt unser deutsches Vaterland lieben.

Was verblendete Deutsche uns genommen, gab der Feind uns wieder!

Die Nächte vom 20. März 1921 bis 7. Juni 1921 sind nie aus unserem Gedächtnis gestrichen. Wer diese Schmach mitgemacht, hat nie die Hoffnung verloren, daß einst ein Retter für Deutschland kommen wird. Jedenfalls für unsere jungen Seelen waren sie heilsam.

Fast meine ich, es wäre erst gestern gewesen.

Es geht auf Mitternacht zu, die Fensterscheiben in meiner Schlafstube werden eingeschlagen. Fünf polnische Insurgenten treten an mein Bett, zerren mich aus diesem, halb angezogen mußte ich mich an die Straße stellen, die Glocken fangen an zu läuten, Freudenglocken der Polen, doch sie klangen wie Sturm.

Es naht ein Zug, berittene polnische Insurgenten, total besoffen. Es kommen Kinder, weiß gekleidet, ein Baldachin taucht auf, ein katholischer Geistlicher im festlichen Ornat, im sogenannten Allerheiligsten, schreitet darunter. Hinter dem Baldachin folgen Geistliche, die Polen segnend und uns Deutschen fluchend. Den Schluß bilden polnische

Insurgenten zu Fuß, in der Hand Eierhandgranaten, Geschenke von den Herren Engländern und Franzosen, welche, o Ironie des Schicksals, zu unserem Schutz da waren! Mit diesen Eierhandgranaten wurde nach uns Deutschen geworfen, wir waren zu Freiwild erklärt.

Ungezählt sind die Toten von damals, ihr Blut schrie nach Rache.

Wir Jünglinge wurden damals über Nacht Männer, ich sah dies Polen werden und wußte oder ahnte, dies Polen würde fallen. Wir mußten der Übermacht weichen und fliehen, opferten Lehrstelle und unsere weitere Ausbildung, irgendwo im deutschen Vaterland fanden wir Arbeit. Jahre gingen und kamen ins Land, die Lehre des Marxismus hallte ungehört an meinem Ohr vorbei, mein Sinn stand nach Vergeltung.

Das Jahr 1933 kam ins Land, mit ihm der Erwecker Deutschlands, unser herrlicher Führer Adolf Hitler. Wie sagt doch ein Dichter so wunderbar von ihm? „Doch vielen, den' du nie begegnetst, den' du zum Heiland worden bist."

Die Herzen flogen ihm schnell zu, welcher deutsche Mann schloß sich nicht irgendeiner Gliederung seiner Bewegung an, opferte gern Freizeit und manches Scherflein, um ihm zu helfen, daß er Deutschland groß und stark mache.

1939 — sechs Jahre erst nach der Machtübernahme läuten die Glocken in Oberschlesien wieder Sturm. Aber nicht um ein paar besoffener Insurgenten willen oder verrücktgewordener Geistlicher, nein, sondern um das verflossene Blut von 1921—1939 zu rächen.

Deutsches Land kehrt wieder heim. Gern wäre ich mitgezogen, doch ich mußte ausharren auf meinem Platz, wohin mich der Führer gestellt hat.

Seit 1933 spreche ich nicht mehr vom Opfer, hier ist es Pflicht, und nur Pflicht eines jeden Deutschen, dem Führer zu helfen. Von Opfer oder Umstellung spreche ich erst, wenn der Führer mich an die Front ruft, um mein Leben einzusetzen für Deutschland.

Was wir hier in der Heimat tun, ist eine Bagatelle, denn 80 Millionen tragen gemeinsam die Last.

Können Sie jetzt verstehen, wenn ich Anfang des Briefes schreibe, von einem Eingreifen des Krieges in mein persönliches Leben kann ich nicht schreiben, sondern dieser Krieg war für mich Erlösung.

Der Schwur von 1921, meine deutschen Brüder zu rächen, ist erfüllt. Polen ist erledigt.

Jetzt braucht nur noch England und Frankreich zu quittieren. Wird der Kampf auch härter werden und vielleicht Entbehrungen mitbringen, der deutsche Wille wird siegen. Wie sagt der Führer doch: „Die Vorsehung hat unsere Generation zu Kampf und Entsagung bestimmt", nicht schlimm, aber unter seiner Führung wird für unsere Kinder, die einstigen Erben Deutschlands, ein Vaterland aufgebaut, das alles bisher Dagewesene überstrahlt. Kampf und Entsagung werden überstanden sein und unsere Kinder werden singen können:

„Blüh' im Glanze deines Glückes,
Blühe, unser Vaterland!"

Vielleicht werden Sie etwas enttäuscht sein, aber ich kann Ihnen tatsächlich nicht anders schreiben. Ich habe ja weit zurückgreifen müssen, bin weitschweifig geworden, doch nicht ausführlich genug, nun, aber Sie können es ja schließlich zwischen den Zeilen lesen, was ich Ihnen noch alles sagen möchte."

Heil Hitler!
Alfred Sch.

Mein Junge vertritt mich

Magdeburg, Februar 1940.

„Entschuldige bitte, daß ich erst heute antworte. Aber es ging nicht eher. Meine Frau ist schwer krank, und da hat man so seine Sorgen. Das wirst Du wohl verstehen. Es ist ein schwerer Schlag für mich. Aber es ist Krieg, da heißt es hart sein. —

Wenn man so etwas über zehn Jahre als Soldat gedient und dabei auch am Weltkrieg teilgenommen hat, dann betrachtet man nach meiner Ansicht die durch den jetzigen Krieg geänderten Verhältnisse von einer anderen Warte als jemand, der kein Soldat gewesen ist.

Ich finde, das soldatische Fühlen und Denken bleibt in einem, auch wenn man den Soldatenrock schon längst ausgezogen hat. Man fühlt sich jetzt erst recht wieder als Soldat und handelt dementsprechend. Nicht nur im Dienst als Beamter, sondern auch im Privatleben. Durch diese Einstellung überwindet man auftretende Schwierigkeiten viel leichter.

Ich weiß nicht, ob es anderen auch so geht, glaube es aber. Die Mehrleistungen an Arbeit, die der Dienst jetzt erfordert, sind doch im Kriege selbstverständlich.

Ein Wichtiges, die Leib- und Magenfrage, ist doch in diesem Kriege so schön geregelt, daß sich niemand beklagen kann. Jeder bekommt genügend zu essen, und das ist die Hauptsache. Gewiß, etwas einteilen muß man können, das ist klar.

Mitunter hört man: „Ja, wenn wir bloß etwas mehr Fett bekämen!" Du lieber Gott, als wenn alles davon abhinge. Die Hauptsache ist doch, daß die Engländer ihr Fett richtig kriegen. Meinst Du nicht auch? Brot haben wir überreichlich genug, das ist nach meiner Ansicht das Wichtigste.

Wer wie ich im Weltkriege einmal viele Tage auf das liebe Brot warten mußte, weiß das zu schätzen.

Wir schaffen die uns zugeteilte Menge gar nicht. Die restlichen Marken erhält die NSV. Die hat Verwendung dafür in ihren Kindergärten.

Ein anderes Kapitel in diesem so überaus strengen Kriegswinter war die Beschaffung von Kohlen. Ich hätte nicht gedacht, daß ich nochmal mit dem Handwagen oder Schlitten losgondeln würde, um die schwarzen Diamanten vom Händler zu holen. Aber es half alles nichts. Ich mußte schon wegen meiner kranken Frau auf jedem Wege Kohlen heranschaffen. Und es ging und geht auch noch.

Ich habe diese Arbeit als meinen Wintersport bezeichnet, der mir übrigens gut bekommt. Wenn es auch schwer fällt. Aufgefallen ist mir in diesen Kriegsmonaten, was ich im Dienst, zu Hause und an allen möglichen anderen Stellen beobachten konnte, daß der Gemeinschaftsgeist sich während des Krieges noch stärker entwickelt hat als vorher. Immer wieder sehe ich, wie durch eine kleine Handreichung oder durch ein freundliches Wort jemand geholfen wird.

Und das ist schön. Ich selbst erfahre jetzt die sogenannte Nachbarschaftshilfe in meinem eigenen Haushalt. Es ist mitunter direkt rührend, wie sich meine Nachbarn um meine Frau kümmern und ihr helfen.

Diese Hilfsbereitschaft untereinander betrachte ich als einen Ausdruck des Gemeinschaftssinnes, der in unserem Volke besteht und den der Führer will. — In der Betreuung unserer Kriegsbeschädigten des Weltkrieges und des jetzigen Krieges habe ich ein umfangreiches Arbeitsgebiet vor mir, dem ich meine freie Zeit opfere. Arbeit, die ja über alles hinweghilft, habe ich da genug. Aber ich tue sie gern.

Wir haben eine Anzahl von Kameraden, die in diesem Kriege zum zweiten Male an der Front sind, dann viele Söhne unserer Mitglieder, mit denen wir in Verbindung stehen. Die Feldpostbriefe, die wir von ihnen erhalten, sind der schönste Lohn für unsere Arbeit und ein Zeichen, daß wir uns mit unserer Arbeit auf dem richtigen Wege befinden.

Mit solchen Soldaten gewinnen wir den Krieg. Daran mithelfen zu können, soll meine Aufgabe sein.

Ich bedaure, daß ich nicht mehr an diesem Kriege wegen meiner alten Kriegsleiden teilnehmen kann und muß mich damit trösten, daß ich wenigstens einen Vertreter, meinen Jungen, dabei habe.

Wie ich in einem früheren Brief schon einmal erwähnte, dient er bei der ᛋᛋ-Verfügungstruppe. Das ist meine größte Freude.

Er macht dort anscheinend seinen Weg. Im vorigen Jahr sollte er schon zur ᛋᛋ-Junkerschule nach Braunschweig, wurde aber als Fahrlehrer von seinem Kompanieführer nicht freigegeben. Vielleicht klappt es später einmal. Er führt seit Oktober einen schweren Panzerspähwagen. Darauf ist er stolz und ich auch.

Er ist mit seinen 20 Jahren nun einmal ehrgeizig. Wir waren es in dem Alter auch."

In treuer Kameradschaft
Heil Hitler!
Hermann Sch.

Das glaube ich!

Im Westen, Februar 1940.

„Du hast an mich so einige Fragen gestellt und mich gebeten, Dir darauf zu antworten. Ich weiß, daß Du einen Weg gehst, den schon viele Vorfahren beschritten

haben, die auch fest an ihrem Glauben hielten. Und das ist auch gut so. Ein Mensch, der plötzlich abschütteln kann, woran er noch gestern geglaubt hat, taugt nichts, besonders, wenn er fast nach jedem äußeren Einfluß eine andere Meinung laut vertritt, statt erst einmal alles in seinem Herzen ruhig zu verarbeiten.

Als ich noch zur Schule ging, habe ich blind alles geglaubt, was ich täglich gelehrt wurde. Später hat man näher darüber nachgedacht, und wer es ernst nimmt, kann dann nicht eher Ruhe finden in seinem innersten Herzen, bis er sich endlich für das Richtige entschieden hat. Ich weiß, daß ich Dich vielleicht enttäuschen werde, aber ich bin gewöhnt, so ganz für mich meine Meinung zu vertreten und mich nicht eher zu äußern, bis ich danach gefragt werde, oder bis ich sehe, daß ich Erfolg damit habe, andere Menschen von meiner Auffassung zu überzeugen.

Die letzten Ereignisse in der Welt haben mir zusätzlich bestätigt, daß ich auf dem richtigen Wege bin. Nicht die Gebete sind es gewesen, die Deutschland groß und stark gemacht haben, sondern der starke Wille eines Mannes, der auf das ganze Volk übergegangen ist. Wir leben in einer Zeit, die ihre Wurzeln in einem tiefen Glauben geschlagen hat. Diesen Glaubensweg hat uns der Führer gewiesen:

Ich glaube an ein einiges starkes Deutschland; für dieses will ich kämpfen, ihm will ich täglich meine ersten Gedanken widmen und hoffen, daß wir diesmal die vielen Feinde niederringen. Wenn wir daran nicht zweifeln, dann ist uns der Sieg gewiß. Sollte es aber anders kommen, dann wollen wir nicht mehr heimkommen.

Das ist das Bekenntnis vieler deutscher Soldaten.

Ich will keine Sündenvergebung nach bestimmten Formeln, sondern was ich tue, will ich stets verantworten.

Wenn ich kämpfe für Deutschlands Zukunft, ganz gleich, ob an der Front oder in der Heimat, in Erfüllung der Aufgaben, die mir dort gestellt sind, dann kann ruhig einmal ein Ende in diesem Leben kommen. Ich brauche mich nicht zu fürchten.

Uns ist das Leben auf der Erde geschenkt worden. Das erste, was uns umgibt, ist der Familienkreis, wenn dort Zwistigkeiten herrschen, dann geht die Familie auseinander. Wenn wir — einmal weitergesehen — uns im deutschen Vaterland nicht einig sind, dann geht Deutschland auch zugrunde; wir hätten den Platz unter der Sonne verloren. Nach dem Weltkrieg war es so weit.

Wäre nicht der Führer gekommen und hätte unserem Streben eine Richtung gegeben! Und so ging es schon Jahrtausende. Das Volk kam bis zum Abgrunde. Immer besann es sich unter der Führung eines starken Mannes seiner völkischen Aufgaben.

Ich bin auch in diesem Feldzug in verschiedenen Gegenden gewesen und habe mir das Leben der Menschen genau betrachtet. Wenn ich in Polen in die Wohnung kam, dann saß die ganze Familie vor den Betten und betete und betete. Im nächsten Augenblick sah man dieselben als Spitzbuben.

Zweimal mußte ich mit Hilfe meiner geringen polnischen Sprachkenntnisse einschreiten und die Bande mit Gewalt zur Ordnung bringen. Wenige Tage vorher haben sich die gleichen Menschen an den Deutschen ausgelassen wie wilde Tiere. — Unser Glaube ist Deutschland, für dieses leben, kämpfen und sterben wir.

Mit diesem Gedanken bin ich bereit, für Deutschlands Zukunft zu arbeiten, und mit diesem Glauben bin ich dem Rufe der Fahne gefolgt und weiß, daß ich nicht allein dastehe. Ich habe schon vielen von diesem Glauben erzählt

und weiß, daß ich schon mehr Erfolg gehabt habe als einer, der auf irgendeiner hohen Kanzel steht, um dann festzustellen, wie er von Mal zu Mal weniger Zuhörer hat."

Heil Hitler!
Heinrich N., Soldat.

Amtliches Schreiben

Herrsching am Ammersee, 21. Oktober 1939.

„An die zum Heeresdienst Einberufenen aus Herrsching.

Nun sind die Männer, die Ende August zum Heeresdienst eingezogen worden sind, 8 Wochen beim Heer. Es wird also höchste Zeit, daß wir zu Hause uns einmal gründlich um Euch alle kümmern. Wohl haben die meisten von ihren Angehörigen laufend Nachricht und sind im Bild, wie es in Herrsching aussieht. Auch die Gemeindeverwaltung hat schon 44 Sendungen Feldpostpaketchen an die Front abgeschickt.

Die Ortsgruppe hat den Parteigenossen, der Soldatenbund den alten Kriegern, die Musikkapelle an ihre Mitglieder geschrieben. Und von vielen Seiten sind Einzelaktionen eingeleitet worden, um den Männern da draußen die Verbindung mit der Heimat zu erhalten.

Es besteht aber die Möglichkeit, daß der eine oder andere übersehen wird, daß der eine immer leer ausgeht, während der andere, verdienter- oder unverdientermaßen, ganze Berge von der Feldpost erhält. Wir wenden uns heute daher einmal an alle, an jeden einzelnen, der nach Herrsching gehört, mit der Bitte, zu berichten, wie es ihm draußen geht, ob ihm etwas fehlt, ob ihm irgendwie geholfen werden kann. Alle Organisationen in Herrsching, die Partei, die NSV., die Formationen, der BDM., die Frauenschaft, die Vereine und nicht zuletzt die Verwaltung

der Gemeinde sind bereit, alles mögliche zu tun, um die Wünsche unserer Feldgrauen zu erfüllen.

Wer will was zum Rauchen, wer will Zeitschriften, wer Bücher zum Lesen, wer braucht Papier, Tinte, Löschpapier, Zahnstocher, Haarpomade, Zahnbürste, Taschenmesser oder was es auch sei. Wer will etwas berichtet, wer etwas privat oder amtlich erledigt haben? Es dürfen alle Wünsche geäußert werden.

Wir werden versuchen, jeden Wunsch zu erfüllen.

Wir stehlen, wenn es sein muß, Pferde für Euch.

Wir sind ja so froh, wenn wir etwas für Euch tun können!

Wir betreuen alle. Die Männer im Osten, im Westen, auf Heimatwache, in Ausbildung, im Arbeitsdienst. Alle, die im Dienst unseres Vaterlandes von zu Hause, von Herrsching fort sind, können auf unseren guten Willen, auf unseren Einsatz rechnen. Ihr müßt uns aber schreiben, was Euch fehlt.

8 Wochen sind die meisten jetzt von Herrsching fort. Was hat uns diese kurze Zeit schon alles gebracht. Die Lage im Osten ist endgültig zu unseren Gunsten entschieden. Im Westen haben wir einen gewaltigen, unüberwindlichen Schutzwall aus Werken und Männern errichtet und das Gesetz des Handelns an uns gebracht. Über die Heldentaten unserer Flieger und unserer Unterseeboote staunt die ganze Welt. —

Nun harren wir alle der Befehle unseres großen Führers, bereit, uns einzusetzen, ein jeder auf seinem Platz. Wir wissen, daß alles, was er von uns verlangt, notwendig ist, um den Bestand unseres Volkes zu sichern für jetzt und für alle Zeiten."

Es grüßt Euch ganz Herrsching!

Heil Hitler!

Der Ortsgruppenleiter. Der Bürgermeister.

Ich bin eine alte Frau

Hamburg, Februar 1940.

„Im Rundfunk habe ich soeben „Die Stimme des Soldaten“ gehört, von der inneren Bereitschaft zum größten Opfer und von der seelischen Haltung im Schicksalskampf.

Wir wissen, daß wir siegen werden, denn eine so große junge Idee, die ihre Kraft schöpft aus Blut und Boden, wird unbedingt siegen über die wurzellosen, ideenlosen Demokraten, die uns im Kampf gegenüberstehen.

Wir sind uns bewußt, daß wir an einer Jahrtausendwende stehen und daß das neu anbrechende Zeitalter durch Kämpfe und Schmerzen hindurch muß, um dann leuchtend aufzugehen. Wiederum ist Deutschland Träger des großen Neuen, aus seinem Schoß erstand die neue Weltanschauung in der lebendigen Gestalt Adolf Hitlers! Ja, Du hast so recht! Wir sind wirklich froh, daß der Führer „nur“ ein Sohn unseres Volkes ist. Das gerade ist ja für uns das Wunder!

Seine Idee ist uns Weltanschauung. Wozu Anleihen aus fremder Mystik! Von dieser Erkenntnis aus sehe ich das Zeitgeschehen und verstehe ich den großen Schicksalskampf unseres Volkes.

Ich bin eine alternde, alleinstehende Frau, der es nicht vergönnt ist, eine eigene Familie zu haben, da der Weltkrieg mir den Liebsten nahm.

Wie sehr ich es in dieser Zeit besonders empfinde, einsam zu sein, kann ich gar nicht beschreiben. Ich arbeite als Korrespondentin im Großhandel. Durch Todesfall bin ich gezwungen, meine Wohnung aufzugeben und auf ein Zimmer zu ziehen.

Es sind allerlei Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, die sonst wohl nicht gewesen wären. Aber es kommt einem alles so unwichtig vor, was das eigene

Privatleben betrifft; es tritt so sehr in den Hintergrund, weil man sich immerfort der notwendigen kommenden Entscheidungen bewußt ist und weil man nur von dem einen Gedanken beherrscht wird: daß wir siegen und daß uns der Führer gesund erhalten bleibt!

Wir in der Heimat wollen dem Kommenden tapfer und gläubig entgegensehen!

Für mich persönlich ist da noch eine ganz große Freude. Meiner Aufnahme in die Partei steht nichts im Wege, und ich bin so glücklich, nun Parteigenossin zu sein.

Heil Hitler!
Ilse G.

Fehl am Platze

Tannenberg, Februar 1940.

„Krieg ist etwas, was über uns Einzelmenschen, besonders wenn wir, wie ich, auf der „sozialen Stufenleiter" weit unten stehen, hinwegbraust, etwas, durch das wir hindurch müssen mit Naturnotwendigkeit.

Dieser Krieg—das sind die Geburtswehen und -kämpfe einer neuen Zeit, die wir erhofften, ersehnten und für die wir kämpften.

Das Gewitter einer Weltenwende, wie sie nur in Jahrtausenden sich wiederholt, wie ich, ins fast Metaphysische gesteigert, vielleicht etwas phantastisch es manchmal zu sehen glaube. Damit, mit dem Mit-Naturnotwendigkeit-hindurch-Müssen ist auch zugleich das gesagt, was der Krieg mir ganz persönlich bedeutet.

Sie wissen, d. h. deshalb schrieb ich Ihnen ja damals nur, daß wir — denn in einer Lage wie der meinen ist man nur ein Teilchen, ein Glied einer sozialen Gemeinschaft—, daß wir mancherlei Sorgen und Nöte und Klagen hatten, Widersprüche im Hinblick auf den — wie es uns

wenigstens oft scheinen mußte — Zwiespalt zwischen Theorie und Wirklichkeit. — Jetzt geht es gerade für uns um Sein oder Nichtsein.

Wir müssen, jeder an seiner, wenn auch noch so unscheinbaren Stelle diesen Kampf durchkämpfen, weil nur dadurch die Tore aufgestoßen werden zu unserem Ziel: daß wir alle freie, frohe, an allen kulturellen Werten vollbeteiligte Menschen sein können.

Und deshalb bedaure ich, obwohl selbst kein Kriegsmann und obwohl vieles andre dagegen spricht (alte, hilflose Mutter), daß ich, gesund und kräftig, noch nicht — es kann allerdings bald mal geschehen — bei den Soldaten und im Felde bin.

In dieser Zeit fühlt man sich überall anders irgendwie fehl am Platz, und irgendwie würde man sich später immer schämen, nicht „dabeigewesen" zu sein."

Heil Hitler!
Karl M.

Nur eine Fortsetzung

Berlin-Pankow, Februar 1940.

„Voranschicken muß ich allerdings, daß ich mich fast zweitrangig und stiefmütterlich behandelt vorkomme, weil ich hier immer noch in der Heimat herumlaufe und somit der größte Eingriff in mein persönliches Dasein, nämlich der Antritt mit der Waffe in der Hand für unsers Führers Reich, noch nicht erfolgt ist.

Von dieser Tatsache abgesehen, die ja gewiß etwas Umwälzendes, wenigstens im äußeren Wesen, mit sich bringen muß, ist es wie ein Wunder, wenn man nach langer Überlegung feststellen muß, daß eigentlich der Krieg kaum etwas Neues für mich geschaffen hat.

Ich finde beim Rückblick zu Kriegsanfang keinen besonders krassen Einschnitt. Ich finde vielmehr, daß der eigentliche entscheidende Eingriff in mein persönliches Dasein schon viele Jahre zurückliegt, nämlich damals, als langsam die Idee des Führers von mir Besitz ergriff.

In dieser Zeit des Beginns, des Suchens, des Mühens um das Verständnis alles Geschehens um unser Volk und um den Sinn meines eigenen Lebens, in dieser Zeit liegt der große Umbruch in mir und die Erkenntnis, daß der Weg Kampf sein wird.

Der Krieg hat gewiß auch für mich eine Ballung gebracht, aber er hat doch nur intensiviert, er hat nichts mehr umgekrempelt. Ich finde heute keinen Unterschied bei mir in der Größe des Augenblicks, rufe ich mir nun zurück den Tag der Machtübernahme, eine Führerrede, all die großen Begebenheiten der letzten Jahre des Aufstiegs unseres Volkes oder den Feldzug der 18 Tage.

Ich bin bis zum Rand voll, nicht erst seit 2. September 1930, mit Erleben. Äußerlich ist zwar etwas Neues eingetreten, innerlich war es aber nur Fortsetzung.

Bringt aber der Kriegsanfang nicht das Neue, so verstärkt er doch den Wunsch in mir, noch mehr teilzuhaben am Schicksal der Nation, noch enger heranzurücken an den Kern der Kraft, um den sich unser Großdeutschland gesetzmäßig dreht. So komme ich gerade in dieser Kriegszeit zum Antrag um Aufnahme in die Partei.

Was ich bisher freiwillig oft genug zurückstellte aus der Erkenntnis heraus: Du bist noch nicht dran, du mußt mehr vor dir selbst beweisen, daß du würdig bist! Das wurde nun von mir nicht mehr anerkannt. Es ging nicht mehr an, heimlich zu bleiben und dem großen Geschehen von Ferne nur mit heißem Herzen zu folgen.

Ich wollte und bekam mehr Arbeit: Einen Block zu

betreuen. So hat der Krieg zwar den Entschluß zum Eintritt in die Partei geboren, aber auch er war nichts entscheidendes Neues, auch er war nur Fortsetzung, er legte das Wirken nur mehr auch in größeren Kreis und ins Licht.

Und in diesem Wirken liegt der Sinn meines Seins und liegen meine Schwierigkeiten des Alltags. Aber schließe bitte nicht daraus, daß es bei allen so ist! Nein, die Karten und die Bezugsscheine, die Kohlen und die volle U-Bahn sind bei manchen vielleicht das A und O der ganzen Kriegszeit, leider! Das sind freilich Themen zum Wirken, die leicht und bequem sind.

De Lagarde sagt einmal, daß die große Begebenheit in demselben Augenblick nimmt, in dem sie gibt. Dieses unabänderliche „Nehmen" nicht zum Hauptlastenteil werden zu lassen bei den Menschen unserer Umgebung, das ist das, worauf ich wirken wollte und will und muß.

Du siehst, auch solche Tätigkeit muß andern Anfang haben als den September 1939. Am klarsten kann ich Dir dieses Müssen sagen durch den Vergleich mit dem Cornelius Friebott aus „Volk und Raum". Noch nie ist mir ein Mensch in seiner Denkungsweise so verwandt vorgekommen, obwohl er von der SPD. kam und ich doch von der „Reaktion".

Erst reinen Tisch schaffen, immer wieder Klarheit suchen, dann aber auch anwenden wollen an all den vielen unbekannten Fronten des Alltags in dem kleinen Kreis, in den man gestellt ist. Schönster Lohn, wenn man den Erfolg fühlt! Und wenn man sich selber klar ist, hat man Erfolg.

Hier im Kleinsten zu wirken, muß auch manchem größte Aufgabe und Sinn seines Lebens sein. Denn die Erkenntnis ist klar, es dient auch das Kleinste doch dem großen

Ganzen und damit dem Willen und Werk unseres Führers, der ja nur das Beste will und erreichen wird: Deutschland die Kraft und den Raum zu geben, daß es Frieden und Gerechtigkeit setzen kann für sich und die Welt.

Ich grüße auch Dich in treuer Kameradschaft."

Heil Hitler!
Erich Q.

Weder Geschenk noch Wunder

Im Westen, März 1940.

„Wir stehen nach einem halben Jahr Krieg vor dem Beginn des Endkampfes. Der Führer sagte in seiner Rede am 30. Januar, die Feinde bekommen den Kampf, den sie gewollt haben. Wir werden uns den Sieg erkämpfen, ein Verhandeln gibt es nicht mehr..

Überall in der Welt erhebt sich die Frage, was wird der Führer tun. Auch in Deutschland, an der Front und drinnen, wird täglich diese Frage aufgeworfen. Und es werden die Mittel und Wege besprochen, die der Führer einschlagen könnte oder welcher er sich bedienen könnte.

Immer wieder hört man, ob es nicht doch ein Mittel gibt, zum Siege zu kommen und den Endkampf zu vermeiden. Ja, vielleicht geschieht über Nacht ein Wunder, und morgens steht es in der Zeitung, daß wir gewonnen haben. Wir haben das doch schon erlebt, mit Österreich war es so und mit Böhmen und Mähren.

Deutschland soll und wird siegen durch die Kraft seiner Waffen und durch den Geist derer, welche für die Bewegung ihr Leben gelassen haben. Wir Nationalsozialisten wollen, daß dieser Sieg Bestand haben soll für lange Zeiten, und deshalb muß er erkämpft werden, weil nur durch den Kampf ein Gewinn und ein Vermächtnis werden kann.

Die Machtübernahme am 30. Januar 1933 war kein Wunder für die Partei oder ein Leichtes, da die Anhängerschaft der NSDAP. eine Millionenschar war. Es war der Erfolg eines 14jährigen Ringens, welches Opfer über Opfer forderte.

Über 400 deutsche Menschen besiegelten ihre Weltanschauung mit dem Tode. Unzählige wurden verwundet und unzählige erlitten materielle Schäden. Die Arbeit, das deutsche Volk wachzurütteln und bereitzumachen für die große Auseinandersetzung mit den Feinden Deutschlands, deren Endkampf wir jetzt durchfechten, war eine ungeheure.

Der an die Macht gekommene Nationalsozialismus sicherte den Staat und schritt von Erfolg zu Erfolg, weil die Partei kein Interessentenhaufen oder ein Gelegenheitsgeschäft war, sondern eine Kampfgemeinschaft größten Stils.

Alles, was nach 1933 geschah, fußt auf dem Kampf der Bewegung um die Macht. Eins hat uns die Vorsehung allerdings geschenkt, und das ist unser Führer. Aber seine Genialität und sein eiserner Wille sind es, die die Ergebnisse schufen, welche wir seit 1933 in so reichem Maße erleben konnten.

Deutschlands Triumphe sind die Erfolge einer gradlinigen Politik, und nicht etwa Wunder. München 1938 war nicht die Friedensbereitschaft unserer jetzigen Feinde, sondern sie sahen ihr Unvermögen ein, Deutschland mit Waffengewalt zu vernichten. Warum sie den Krieg trotzdem wagten, soll an dieser Stelle nicht untersucht werden.

Durch die Westmächte und ihre Hintermänner sind wir genötigt, das Reich mit der Waffe zu verteidigen und unseren Lebensraum sicherzustellen.

Wir fürchten den kommenden Kampf nicht, sondern wir sind stolz, daß wir dabeisein dürfen, wenn es heißt, das

Reich zu behaupten. Unsere Großväter haben sich das Zweite Reich erkämpft, und wir wollen dies tun mit dem unsrigen, denn uns und unseren Kindern wird das große deutsche Volksreich gehören.

Sollten wir den Sieg nicht erleben, dann haben wir für unsere Kinder gekämpft und sind nicht umsonst gefallen. Wir wollen kein geschenktes Reich haben. Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Ohne Opfer wird es nicht gehen. Diese kommenden Opfer sind ebenso nötig wie die des Nationalsozialismus in der Zeit von 1920 bis 1933. Sie sollen uns den Geist geben, alles zu bestehen und dem deutschen Volke ein Vermächtnis werden für alle Zeiten, die Toten des Weltkrieges, die Toten der Bewegung und die Toten des jetzigen Krieges, sie sollen den Geschlechtern nach uns ein Zeichen sein, was Deutsche fähig waren zu opfern für die Größe ihres Reiches.

Es kann diesmal auch keine Verständigung geben, weil die Weltanschauung des Nationalsozialismus und des Liberalismus ihren großen Kampf ausfechten, der nur mit dem vollständigen Untergang des einen enden kann.

Wir wissen, daß es nur einen Sieger geben kann und daß das Deutschland ist, deshalb brennen wir auf den Kampf.

Wir wissen, daß wir fallen können, und wir sind bereit, unser Leben hinzugeben, damit Deutschland lebt. Ohne Kampf und ohne Opfer kein Sieg, daran wollen wir alle denken.

Die deutsche Wehrmacht steht bereit und wartet auf den Befehl des Führers. Sie will kein Wunder, sondern den Sieg durch ihre Waffen und durch ihren Geist."

Heil Hitler!

P., Gefreiter.

Eigentlich viel zuwenig

Ulm, Februar 1940.

„Durch den Krieg wurde das Hotel in Kleve geschlossen, da Kleve eigentlich hauptsächlich von Holländern aufgesucht wurde. Hierdurch war auch ich gezwungen, mir eine andere Stellung zu suchen, und fand auch eine solche in Ulm. Vor zwei Wochen schrieb ich Ihnen ein kleines Intermezzo auf dem Karlsruher Bahnhof, denn ich habe das große Glück, Mutter geworden zu sein. Meine kleine Ute ist im Heim Hohehorst, wird aber durch das Entgegenkommen des „Lebensborn" in Bälde nach Wiesbaden gebracht. Dann kann ich doch meine Tochter öfter sehen, bis ich sie mir ganz holen kann.

Durch diese Tatsache erscheint mir alles, was wir an der Heimatfront für den Krieg opfern müssen, nur sehr klein. Eigentlich ist es viel zuwenig, was wir leisten müssen. Was haben wir durch den Führer schon viel gewonnen und wie wenig hat er vom deutschen Volk verlangt.

Wie trübe wäre es um mich bestellt, wenn ich nicht das große Glück gehabt hätte, wenigstens dem Staat ein Kind schenken zu können. Ich hatte bisher keine Gelegenheit zu heiraten, denn in meinen besten Jahren, ich bin jetzt 33 Jahre, waren die Zeiten so unruhig, daß ich nicht den richtigen Mann fand, und nun bin ich glücklich im Bewußtsein, meinem Kinde durch meinen Beruf ein nettes Heim bieten zu können.

Obgleich ich nie im Leben feige war, so wäre doch diese Tatsache früher für mich recht schwierig gewesen, und nun habe ich die Gewißheit, daß ich meinem Kinde später im freien Deutschland das Werden dieses schildern kann.

Nein, Schwierigkeiten des Alltags habe ich nicht zu überwinden, denn es geht uns trotz des Krieges doch um

vieles besser als in der hinter uns liegenden Zeit. Damals hatte man als Angestellte immer das Gefühl, wie lange wird's wohl jetzt dauern, daß du arbeiten kannst, und heute ist man, natürlich bei entsprechenden Leistungen, eine Mitarbeiterin, die man schätzt und dementsprechend behandelt.

Wir alle wohl fühlen uns geborgen im neuen Deutschland. Der Führer handelt für uns, und wir haben nur seinen Anordnungen Folge zu leisten und anständig zu leben und zu handeln. Gibt es das wohl in der ganzen Welt?

Beim Polenkrieg haben wir nur befürchtet, der Führer würde durch die verdammten Heckenschützen gefährdet sein. Möge er doch nie mehr so sich in Gefahr begeben.

Von dem Attentat in München hörten wir nichts, da ich im Heim Hohenhorst gerade meine Tochter ein paar Tage hatte. Der Verwalter hatte gebeten, das den jungen Müttern nicht zu sagen. Hoffentlich bekommen die Anstifter dazu noch ihren Lohn."

Heil Hitler!
Lene B.

Das erste Gebot

München, Februar 1940.

„Mein Dasein, wie das jedes deutschen Menschen, der das Zeitgeschehen mit Herz und Sinn wirklich miterlebt, ist heute mehr denn je von dem Gestaltungswillen des Führers beherrscht. Meine Haltung und Einstellung ist bestimmt durch das unbedingte Vertrauen auf ihn, durch den unerschütterlichen Glauben an seine weltgeschichtliche Mission und durch die Zuversicht mit der ich für mein Vaterland, meine Familie und mich in die Zukunft blicken kann.

Jeder, der Augen hat, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, kann und muß wahrhaben, daß wir diesmal nicht unversehens in den Krieg hineingeschliddert sind, kann sich überzeugen, mit welcher Umsicht, Energie und Konsequenz die Volksführung diesmal die unerläßlichen Voraussetzungen für den Kampf geschaffen hat, findet Beweise, daß diesmal keine schwarzen oder roten Verräter und Halunken die Heimatfront erschüttern, weil für das Wichtigste jeder Deutsche seine Pflicht unbeschwert tun kann, weil für das Wichtigste eines rechten Mannes ordentlich gesorgt ist, d. h. für die Versorgung und den Schutz seiner Frau und seiner Kinder.

Und weil ich unumstößlich sicher bin, daß dieser Kampf gewonnen wird, weil er gewonnen werden muß, weil ich darauf schwören möchte, daß am Ende der Führer dafür sorgen wird, daß die Schweinebande, die ihn heraufbeschworen hat, für den angerichteten Schaden aufkommt, darum erlebe ich den Krieg, soweit er meine familiären und persönlichen Belange betrifft, mit einem Gefühl fast stoischer Gelassenheit.

Das unmittelbare Miterleben dieses Krieges als Deutscher allerdings bringt so ziemlich die ganze Empfindungs-Skala, über die ich verfüge, in Aufruhr, angefangen von der Wut und dem Zorn über die perfiden verlogenen Absichten und Taten unserer ach so demokratischen Gegner und der Rachsucht, ihnen alles mit Zins und Zinseszins heimzuzahlen, bis zur Freude, in diesem weltenbewegenden Zeitalter leben zu dürfen und dem unbändigen Stolz auf den Führer, auf mein Vaterland und seine Menschen.

Erst dieses Gefühl der Sicherheit und Ordnung, die Gläubigkeit, in der man lebt, erlaubt es, diesen Kampf um unser völkisches Sein- oder Nichtsein ganz mit dem Herzen und allen Empfindungen mitzuerleben.

Es ist hier wie beim Einzelschicksal, d. h. ein Mensch, der etwas Großes vor hat, das seinen ganzen Einsatz erfordert, wird schlecht konzentriert und ungläubig an dieses Unternehmen herantreten, wenn er dabei mit einem Pack häuslicher Sorgen und kleiner hemmender Schwierigkeiten belastet startet.

Aus dieser meiner Einstellung heraus möchte ich über die „Schwierigkeiten des Alltags", über „Entschlüsse privater Natur" usw. keine Worte machen. Die ersteren sind schließlich nicht derart, daß sie bei einigermaßen gutem Willen und Anpassungsvermögen nicht überwunden werden könnten. Die letzteren aber hängen schließlich davon ab, wie die Einstellung des einzelnen zum Leben überhaupt beschaffen ist. Und damit komme ich zu Ihrer sehr ernsten Frage, „wie der Mensch im Zeitgeschehen die große Aufgabe und den Sinn seines Lebens sieht".

Meine Ansichten über den Sinn des Lebens sind bei oberflächlicher Betrachtung allerdings sehr prosaischer Natur. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß ich als Motto einen Spruch anführe:

„Ich schlief und träumte,
Das Leben sei Freude,
Ich erwachte und sah,
Das Leben war Pflicht.
Ich handelte und siehe,
Die Pflicht war Freude."

Ich verachte die Dogmatik von ganzem Herzen. Der primäre Grund zu dieser Verachtung wurzelt in der Tatsache, daß die angeblichen Gebote Gottes das Gebot nicht enthalten, das den Menschen überhaupt erst zum Leben und Dasein berechtigt.

Daß dieses Gebot nicht erwähnt wird, bedeutet für mich einen Grund mehr, zu glauben, daß Religionen ihre Ent-

stehung in erster Linie dem Bedürfnis gewisser Erscheinungen und Zeitströme verdanken. Ansonst müßte in den 10 Geboten das erste und wichtigste Gebot enthalten sein, das kurz und bündig zu formulieren ist und heißt: Arbeite!

Arbeite! Leiste etwas Ordentliches, versuche mit allen Mitteln auf dem deiner Veranlagung und Intelligenz angepaßten Tätigkeitsbereich das Beste in der kürzesten Zeit zu leisten. Glaube nie, daß du schon das Beste geleistet haben könntest. Suche immer Leistungen anderer zu entdecken, die besser sind als die deinen. Und dann versuche mit aller Kraft, diese anderen Leistungen wieder zu verbessern.

Du mußt die Arbeit liebgewinnen wie dein eigenes Kind, denn sie ist wie das Kind ein Teil von dir, dein Abbild, sie ist so dankbar und undankbar wie dein Kind, sie macht dir Freuden und Sorgen wie dein Kind.

Arbeitest du so und liebst du so, dann wirst du deine Arbeit nie und nimmer nur als „melkende Kuh" betrachten können, du wirst nie arbeiten, um leben zu können, sondern du wirst immer leben, um arbeiten zu dürfen.

Ordentliche, ehrliche und liebevolle Arbeit ist das Fundament deines Volkes, sie ist das Fundament deiner Familie und deiner Kultur. Mit tüchtiger Arbeit, gleich welcher Art, wirst du erst ein nützliches Glied der Volksgemeinschaft, denn erstens schaffst du Werte, trägst zu ihrem Wohlstand und ihrer Kultur bei, zweitens bist du durch die Arbeit allein in der Lage, eine Familie zu gründen und Kinder zu zeugen, sie zu richtigen und gesunden Deutschen zu erziehen und damit wiederum zur Stärke, Macht und Ruhm deines Vaterlandes beizutragen.

Arbeit, so geleistet, birgt immer und automatisch auch den materiellen Erfolg in sich, der wiederum es dir gestattet, deinen Lebensstandard, dein Kulturniveau zu

heben, die Schönheiten und Freuden der Welt sinnvoll und berechtigt zu genießen.

Ich muß leider aufhören, sonst wird es ein Buch.

Ich frage Sie, ist richtige, liebevolle Arbeit vielleicht nicht das Auf und Ab des Lebens? Ist es nicht so, daß der, der seine Arbeit liebt, alle Pflichten liebt, daß es für ihn überhaupt keine Pflichten mehr gibt, weil ihm jede Pflicht zur freudigen Erfüllung eines inneren Bedürfnisses wird? Ist das vielleicht eine Utopie oder abstrakter Idealismus? Nein, das kann es nicht sein, denn ich versuche, danach zu leben, und bin glücklich, wenn schon nicht zufrieden.

Aber was ist schon Zufriedenheit? In dem Moment, wo der Mensch mit sich selbst zufrieden ist, begibt er sich bereits auf den Weg des Verfalls. Er trägt bereits die ersten Keime der Dekadenz in sich wie ein Volk, das auf lange Jahre hinaus in Wohlleben, Prasserei und Frieden gelebt hat. Arbeit und Kampf muß dem einzelnen sowohl als einem Volk als das Erstrebenswerteste und Liebenswerteste, das Primäre des Lebens gepredigt werden.

Dies ist meines Erachtens ein großes, vielleicht eines der größten Aufgabengebiete der nationalsozialistischen Volkserziehung.

Leider, das wissen Sie so gut wie ich, sind wir heute oft noch davon entfernt, daß das Prinzip Pflichtfreude unausrottbares Allgemeingut wäre. Ich sehe es vielmehr in meiner beruflichen Praxis tagtäglich, wie einige den Sinn ihres Tuns nicht begriffen haben und wie schwer sie darunter leiden.

Es ist mir immer ein Erlebnis und eine große Freude, wenn ich im Leben den einen oder anderen treffe, der meine Ansichten teilt, oder es mir gelingt, vor allem junge Leute für das richtige Verhältnis des Menschen zu seiner Tätigkeit und Pflicht zu interessieren.

So, und nun brauchen Sie nur noch zu fragen, was das alles mit dem Zeitgeschehen zu tun hat. Ich müßte Ihnen „alles“ antworten und würde Ihnen nie mehr schreiben.

Ich begrüße Sie mit

Heil Hitler!“

Albert S.

Ich möchte beweisen

Ludwigsburg, März 1940.

„Seit wir den deutschen Osten wieder zurückerobert haben, habe ich den festen Entschluß gefaßt, auch nach dem Osten umzusiedeln. Mein Mann ist seit 20. September 1939 von der Deutschen Reichsbahn im ehemaligen polnischen Gebiet abgeordnet. Er ist jetzt Vorstand auf dem Bahnhof Kozienice (über Radom). Nun möchte ich Dich fragen, wie lange es dauern kann, bis wir nach dem Osten umsiedeln dürfen. Ehrlich gesagt, ich kann es kaum erwarten, am liebsten ginge ich gleich. Geht das nicht?

Ich denke immer an die vielen Galizien- und Wolhyniendeutschen, an die vielen Opfer, die diese Menschen gebracht haben. Sie haben doch Haus und Hof verlassen, was ja bei mir gar nicht in Frage käme.

Ich freue mich so, daß endlich mein langersehnter Wunsch in Erfüllung gehen könnte. (Ich wollte schon immer gern auswandern, nach Afrika oder sonstwohin, hatte aber nie die Gelegenheit dazu.) Noch größer aber ist meine Freude darüber, unserem geliebten Führer ein ganz, ganz klein wenig dazu beizutragen, Deutschland groß und ewig zu machen.

Ich glaube auch bestimmt, daß ich dazu fähig bin. Ich habe 1934/35 ein halbes Jahr freiwilligen Arbeitsdienst in Ostpommern mitgemacht, obwohl ich eigentlich

hätte etwas verdienen sollen. Mein Vater war etwa sechs Jahre arbeitslos. Wir sind vier Geschwister, es war deshalb ein großes Opfer für meine Eltern, mich als Älteste auf ein halbes Jahr herzugeben. Aber ich habe während meiner Arbeitsdienstpflicht mehr gewonnen, als wenn ich in dieser Zeit sehr viel Geld verdient hätte.

Meine Eltern sind für dieses Opfer auch gut belohnt worden, und meine zwei Schwestern (Zwillinge), die nächstes Jahr die Schule verlassen und in ein Landjahrlager gehen, können ihre Pflicht leichter erfüllen, als es mir beschieden war. (Dafür möchte ich jetzt viel nachholen.)

Ich bin jetzt 25 Jahre alt, seit 1936 verheiratet und habe zwei kleine Mädels. Und gerade meinen Kindern möchte ich eine schöne und große Heimat erschaffen, und sie sollen in dieser neuen Heimat brauchbare Menschen für Deutschland werden.

Oder muß ich doch erst diesen Krieg abwarten? Ich als Deutsche aus dem Altreich möchte doch unseren Volksdeutschen, die so viel mitzumachen hatten und Opfer gebracht haben, die in der Welt einzig dastehen, zeigen, daß auch wir jederzeit bereit sind, Opfer zu bringen für ein neues und großes Deutschland."

Heil Hitler!

G. L.

„Arbeitsverwendungsfähig Heimat"

Weilburg, Januar 1940.

„Im März des vergangenen Jahres erhielt ich von Ihnen einen ähnlichen Brief wie den letzten. Damals lag ich schwer erkrankt im Bett. Heftiges Fieber ließ Abend für Abend die Quecksilbersäule des Thermometers auf 39^5 und 40^0 steigen. Deshalb mußte ich die Antwort meiner Schwester diktieren. Heute geht es mir wieder gut.

Zwischen dem Damals und dem Heute liegt fast ein ganzes Jahr. Diese Zeitspanne umschließt jedoch Geschichte, die sonst Jahrzehnte nicht aufweisen konnten.

Als ich im April 1939 aufstehen konnte, mußte ich lungenkrank ein Sanatorium aufsuchen. Wissen Sie, was das heißt? Darüber will ich nicht sprechen. Mit diesem verfluchten Kram muß man allein fertig werden.

Die Zeit im Sanatorium war eine Zeit politischer Höchstspannung. Ich selbst war nun verurteilt, nutzlos in den Tag hinein zu leben, ein Dasein ohne Sinn und doch eine Zeit der Besinnung. Kurz und gut, ich erholte mich von meiner Krankheit unverhältnismäßig rasch.

Am 1. September, dem ersten Tag des Feldzuges von Polen, waren eine Stunde nach Beendigung der Führerrede im Reichstag meine Koffer gepackt. Wie sollte ich noch länger in der Abgeschiedenheit eines Sanatoriums bleiben können. Spielt denn in solchen Tagen die eigene Gesundheit überhaupt eine Rolle?

Nein. Ich erreichte also meine sofortige Entlassung. So konnte ich mich schon am 2. September meiner Dienststelle — der Stadtverwaltung — zur Verfügung stellen.

Am 3. September nahm ich meinen Dienst auf dem Flüchtlingsbüro — Bettennachweis — unserer Stadt auf. Hier galt es, den Volksgenossen zu helfen, die ihre Heimat, Saar und Eifel, verlassen mußten, weil eine verbrecherische Clique in London und Paris es so wollte.

Auch dieses Schuldkonto der Chamberlain, Churchill, Daladier & Co. ist noch unbeglichen und harrt einer Abrechnung. Wir waren zwar nur Durchgangs-, nicht Bergungskreis, und doch ist das Geschehen dieser ersten Kriegstage unvergeßlich in unser Gedächtnis eingeprägt. Der Aufruf des Reichsführers ϟϟ „Tut mehr als eure Pflicht“ wurde auch für uns, wie für jeden anderen anständigen Deutschen, Richtschnur jeglichen Handelns.

Nachdem auf unserm Flüchtlingsbüro genug ehrenamtliche Helfer — Dozenten und Professoren der HfL. — vorhanden waren, wurde ich dem Wirtschaftsamt unserer Stadt zugeteilt. Hier mußte ich zunächst Bezugsscheine auf Spinnstoff und Schuhwaren ausstellen bzw. ablehnen.

Das ist in einer bestimmten Form geschehen, um Verbitterung und Gemütsbewegungen der Volksgenossen auf ein Minimum zu beschränken, denn leider ging's nicht immer — selbst bei aller Großzügigkeit — so glatt ab. Ich muß hier loben und tadeln.

Der weitaus größte Teil der Bevölkerung nahm alle Beschränkungen gerne und leichten Herzens mit natürlicher Selbstverständlichkeit auf sich. Der andere, gottlob, kleine oder kleinste Teil, zeigte eine Verständnislosigkeit, die betrübend ist.

Nun wurden die Ämter getrennt. So bin ich seit etwa drei Monaten meinem Chef, dem Bürgermeister der Stadt, gegenüber verantwortlich für die richtige Leitung der Geschäfte des Ernährungsamtes unserer Stadt. Die Arbeit geschieht für das Volk und bereitet daher einigermaßen Genugtuung.

Jetzt zurück zu mir.

Am 27. September fuhr ich zur Musterung auf das Wehrbezirkskommando Wetzlar. Das Musterungsergebnis war für mich als alten Nazi mehr als niederschmetternd, denn es lautete: „Arbeitsverwendungfähig Heimat". Trotz dringendster Bitten an den Wehrbezirkskommandeur, Oberst B., wurde an diesem Ergebnis leider nichts geändert. Aber ich habe trotzdem die Hoffnung, den grauen Rock tragen zu dürfen, nicht aufgegeben.

Jetzt wäre doch die Zeit da, seine Überzeugung mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Soll denn dazu keine Möglichkeit gegeben sein? Mein Vater starb als hundert-

prozentiger Kriegsbeschädigter. Soll ich, sein Sohn, denn ein schlechter Erbe sein?

Gewiß man hat heute den Begriff der inneren Front geschaffen. Die gab es ja 1914—18 nicht. Der Führer schreibt darüber in „Mein Kampf“, daß er jeden Mann, der damals den grauen Rock nicht anzog, nicht als Mann ansehen kann.

In dieser inneren Front hat mir der Kreisleiter auch einen Platz zugewiesen. So bin ich seit 1. Dezember 1939 in seinem Kreisstab Leiter der Hauptstelle Jugend innerhalb der DAF.

Als Kreisjugenwalter habe ich ein Amt übernommen, das frohes Verantwortungsbewußtsein verlangt. Im Krieg empfinde ich diese Aufgabe, die schaffende Jugend eines Großkreises zu betreuen, als ganz besonders dankbar. Auch hier heißt die Parole: „Tu mehr als deine Pflicht“. Zwar stehe ich erst am Anfang meiner Arbeit. Es gilt aber ein fruchtbares Feld zu bearbeiten. Der Erfolg kann und darf daher nicht ausbleiben.

Große Entschlüsse waren nicht zu fassen. Alles, was ich tat, ist doch eigentlich so selbstverständlich, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht. Gewiß bringt mancher Tag kleine oder größere Schwierigkeiten. Wie lächerlich gering ist jedoch dies alles, wenn wir es vergleichen wollen mit der Arbeit unserer Führung.

Oder denken wir bei aller Unbill nur an die Opfer, die jeder Soldat draußen bringt. Ist dagegen nicht alles andere klein? Und jede Schwierigkeit ist ja letzten Endes da, um überwunden zu werden. Ein mutiges Herz und ein frischer Verstand werden alles meistern. Schließlich sind wir doch Nationalsozialisten.

Jetzt im Krieg hat das Leben eines jeden Mannes ja nur einen Sinn, nämlich zu kämpfen. Die Glück haben,

dürfen draußen an der Front stehen, ihnen ist es vergönnt, in der höchsten Vollendung des Mannestums zu leben. Dagegen haben wir Männer der inneren Front die Aufgabe, im doppelten Einsatz des ganzen Ichs so unsere Arbeit zu leisten, wie der Führer es von uns erwartet. Wir kennen hier im Land keine andere Aufgabe als die, mit ganzer Kraft dem Volk zu dienen.

Die äußere Front steht. Die innere wird ihr keine Schande machen. Diesmal ist das deutsche Volk wirklich geeint. Und diese Einigkeit wird jeden Feind besiegen.

Sollte der Krieg nun länger dauern und schwerste Blutopfer fordern, ist es klar, daß mich nichts mehr in der Heimat halten kann. Dann wird auch für mich das Leben anfangen, seinen letzten Sinn zu erhalten.

In guter Kameradschaft und treuer Verbundenheit grüßt herzlichst mit

Heil Hitler!"
Wilhelm P.

Die „Paladine Gottes"

Berlin, Februar 1940.

„Als 1914 der Krieg ausbrach, war mein erster schmerzlicher Gedanke: „Nun bist du zu jung". Noch nicht 14 Jahr war ich damals und beneidete jedes Mädchen, jede Frau, die mit hinaus durfte, unseren tapferen Soldaten zu helfen.

Allmählich fand ich dann meine Aufgabe: Ich sammelte für das Rote Kreuz, strickte Strümpfe, schickte Bücher und Päckchen ins Feld und schrieb Briefe, viele, viele Briefe.

Je länger der Krieg dauerte, desto mehr erweiterte sich mein Briefwechsel. In jedem Brief, der mir von der Front kam, ob flüssig oder ungelenk geschrieben, sah ich das Herz eines deutschen Mannes, der für mich da draußen

stand und kämpfte und sein Blut hingab. Ich schrieb Antwortbriefe bis in die Nacht, um einen kleinen Dank abzustatten, und spürte bald, daß wiederum ich der beschenkte Teil dabei war.

Mein Blick weitete sich über die Grenzen meiner heimatlichen Kleinstadt, und ich erkannte schon früh, daß immer der Mann den Wert ausmacht, niemals der Mantel, den er trägt. So war es ja denn auch kein Zufall, daß ich mit einem Front- und Baltikumkämpfer den Bund fürs Leben schloß.

Und nun dieser Krieg, an den ich immer nicht glauben mochte. Wieder kann ich nicht mit hinaus. Die Kinder brauchen die Mutter, so ist mein Platz auch diesmal daheim. Briefe schreibe ich nur den Verwandten ins Feld, ansonsten finde ich, daß ich nun dieses Mal zu alt dazu bin.

Das Briefschreiben an die Front ist die herrliche Aufgabe unserer jungen Mädchen, und ich freue mich sehr, daß der Rundfunk und andere Stellen Adressen vermitteln. Doch sollen die Mädel sich nicht nur mit einer Anschrift begnügen, sie sollten schreiben, soviel sie vermögen. Keine leichtfertigen Briefe will die Front, aber Freude, Frische und Jugend.

Was ändert der Krieg an meinem Privatleben? Rein äußerlich gesehen wenig. Mein Mann ist noch zu Hause und geht seiner Berufsarbeit weiter nach.

Unbequemlichkeiten, wie Verdunkelung und Lebensmittelzuteilung, sind als Schutzmaßnahmen für uns ja doch nur zu begrüßen. Staunen muß ich darüber, daß es möglich ist, einem Volk von 80 Millionen immer so viel zu geben, wie es gerade braucht.

Ich betrachte diese Organisation als ein Wunderwerk. Wie gut haben wir es!

Vor etwa 20 Jahren hörte ich während einer Eisenbahnfahrt ein junges Mädchen sprechen: „Was haben wir weiter gehabt als trocken Brot!“ Eine ehrwürdige Frau gab diese Antwort: „Danken Sie Ihrem Herrgott, wenn Sie es noch immer gehabt haben. Wir haben es oft nicht gehabt!“ Es war eine Deutsche, die während des Krieges im feindlichen Ausland interniert war.

Niemals in meinem Leben werde ich diese Frau vergessen, niemals die Wertschätzung, die sie dem trockenen Brot zukommen ließ. Wie haben wir es doch gut, und können von Verzicht oder Opfer nicht sprechen.

Der Winter zeigt sich böse in diesem Jahr. Wir haben ihn nicht so erwartet und haben manchen Kummer deshalb. Aber was wissen wir? Uns gab ein Schicksal den Führer, uns wurde der Traum der besten unserer Väter vom Großdeutschen Reich verwirklicht, nun können wir zeigen, ob wir solch ein Vorrecht verdienen.

Ach, da drüben in England betet man ja so fleißig in den Kirchen, daß es uns schlecht gehen möge, daß wir hungern und frieren, wir deutschen Mütter, und angesichts unserer Kinder bitter und mürbe werden. Jawohl, wir werden bitter, aber anders, als die Gentlemen da drüben sich das denken.

Unserem Führer rücken wir mit jeder Not nur näher, denn wir wissen, daß unsere Sorgen seine Sorgen sind. Aber ein Haß wächst in uns gegen Menschen, die den Kampf Mann gegen Mann umgehen, die vor ihrem Herrgott auf den Knien liegen und flehen um Not und Tod für Frauen und Kinder.

Auch da taucht eine Erinnerung vor mir auf. Es war hier in Berlin. Durch einen Zufall nahm ich an einer Zusammenkunft junger Studenten teil. Von Weltreligion war die Rede. Ein junger Engländer sprach die Behaup-

tung: Wir Engländer verkörpern sie in ihrer reinsten Form. Wir haben vor allen Völkern die meisten Werke der Liebe ins Leben gerufen. Und er fing an aufzuzählen. Aber da sprang ihm ein indischer Student dazwischen und zählte seinerseits auf. Worte, die ihm fehlten, warf ein Freund ihm zu.

Anklage auf Anklage wurde da vor uns laut. daß wir alle erschüttert waren. „Eure Religion soll eine Religion der Liebe sein?" Hohn, Verachtung und fanatischer Haß glühte aus den Augen des Inders.

Aber wir wissen es ja von uns. Ein halbes Leben haben sie uns vernichtet, so viel deutsche Menschen haben sie in den Tod getrieben, unzähligen Kindern haben sie den Eintritt ins Leben verwehrt, sie, die Paladine Gottes. Und ausgerechnet wir Frauen und Mütter sollen noch einmal auf *ihr* heuchlerisches Getue reinfallen? Das glauben sie doch wohl selber nicht.

Aber eine ganze Welt hat sie ja angebetet als das Herrenvolk, selbst wir Deutschen waren stolz, wenn England kommandierte: „The Germans to the front!" Jetzt sind sie so überzeugt von sich da drüben, daß man ihnen die Maske mit Gewalt vom Gesicht reißen muß. damit sie sich selber erkennen.

Es freut mich nur, daß auch die übrige Welt allmählich hellhörig wird und sich nicht mehr so leicht als Vorspann für gottwohlgefällige, in Wirklichkeit aber raffiniert egoistische Ziele Englands mißbrauchen läßt. Das sind so die Gedanken, die mich innerlich bewegen.

Vor allem natürlich der Dank, der große Dank an unseren Führer, an seine Wehrmacht, an jeden einzelnen Soldaten, daß wir deutschen Mütter Abend um Abend unsere Kinder so voll Zuversicht und Glauben in ihre Bettchen legen können.

Und meine Aufgabe in diesem Zeitgeschehen? Was kann ich da viel antworten von meinem kleinen Platz aus? Ich möchte es so formulieren:

Bevorzugt, in einer der größten Epochen deutscher Geschichte leben zu dürfen, will ich mich als Kind meines Volkes immer, was da auch komme, dieser Zeit würdig erweisen... will ich als Mutter deutscher Kinder ihnen den Begriff „Vaterland" heiß in die Seele brennen."

Heil Hitler!
Erna W.

Mein Einberufungsbefehl

Essen, Februar 1940.

„Heute erhielt ich nun meinen Einberufungsbefehl.

Ich meldete mich zu Anfang des Polenfeldzuges freiwillig. Wurde aber nicht genommen, da genügend Soldaten da waren. Heute ist nun mein heißer Wunsch in Erfüllung gegangen, ich komme als Panzerschütze weg.

Meine Frau, sie ist ein tapferes und verständiges Menschenkind, versteht mich voll und ganz. Ich bin verheiratet, habe ein kleines Mädel. Gerade, weil ich 31 Jahre alt bin, werde ich beweisen, daß ich mit den aktiven Soldaten mitkommen kann — dafür ist gut, daß ich lange Jahre in der SA. meinen Dienst tat.

SA.-Sport, gesunde Lebensführung und eine verständige Frau gepaart mit einem unbändigen Haß auf England und Juda werden mir die Soldatenzeit froh und leicht machen."

Heil Hitler!
Heinrich K.

Für unsere Wiegen

Magdeburg, Ende Februar 1940.

„In Ihrem Brief schreiben Sie selbst von der großen, zukunftsgestaltenden Zeit, in der wir leben und deren Endentwicklung wir vorerst nur ahnen können. In einer solchen Zeit ist es mir persönlich aber nicht möglich, mein kleines Einzelschicksal mit ihr in Beziehung zu setzen.

Für mich ist dieser Krieg lediglich eine Fortsetzung unseres nationalsozialistischen Kampfes in anderer Form. In der Kampfzeit haben wir aber auch alle persönlichen Gedanken zurückgestellt und nicht gefragt, was für uns persönlich dabei an Gutem oder Schlechtem herausspringen könnte. Wir hatten nur einen Gedanken und ein Ziel: den Sieg.

Sollte es heute anders sein?

Darüber hinaus würde ich es für überheblich halten, meine in der Heimat gewonnenen Eindrücke zu schildern, während draußen die Kameraden kämpfen, bluten und sterben.

Wenn ich unter diesen Umständen überhaupt eine Äußerung über die Einwirkung des Krieges auf mich persönlich machen darf, dann ist es die Feststellung eines für mich bitteren Gefühls, daß ich nicht mit der Waffe in der Hand für mein Volk eintreten darf.

Über 17 Jahre lang bin ich ein freiwilliger Soldat des Führers gewesen, und nun, wo es darauf ankommt, für das wirklich einzutreten, was man so lange Jahre gepredigt hat, da muß man zu Hause bleiben.

Ich sehe natürlich ein, daß ich auf meinem Posten unter Umständen meinem Volke im Augenblick besser dienen kann als an der Front und daß mein Wunsch, nach draußen zu kommen, etwas eigensüchtig ist. Ich glaube aber, Sie werden meine Gefühle trotzdem verstehen.

Leider gibt es Leute, die das nicht begreifen können, weil ich doch Frau und Kind hätte. Was verstehen diese Spießer vom Nationalsozialismus und vom Sinn des Lebens überhaupt? Das gibt doch dem Kampf der Front den eigentlichen Sinn, das Blut in der Wiege zu schützen und damit sich und seinem Volke die Unsterblichkeit zu sichern.

Ich werde dabei an ein paar Verse erinnert, die mir beim Anblick meines Kindes einfielen und mit denen ich diesen „Kriegsbrief" abschließen möchte:

Da liegst du nun in deiner Wiege,
Mein eigen Fleisch, mein eigen Blut;
Es spricht aus jedem deiner Züge
Der Ahnen Geist, der Ahnen Gut.

Du bist ein Glied der endlos langen Kette,
aus alter längst verscholl'ner Zeit,
Du bist, wenn ich ins Grab mich bette,
Mein Glaube an Unsterblichkeit."

Heil Hitler!
Hans S.

Mein 50. Geburtstag

Hannover, Februar 1940.

Vorweg eine kleine Entschuldigung: Ich bin seit August vorigen Jahres an einem Herzmuskelriß erkrankt und wagte daher nicht, die Schreibmaschine zu „streicheln". Heute aber habe ich meinen 50. Geburtstag. Gedanken gehen durch den Kopf, einen Krieg mitgemacht, als Schwerkriegsbeschädigter jetzt sein Dasein fristen, seit Februar 1931 Parteigenosse und nun wieder Krieg, all das „läuft" wie ein Film durch den Kopf — — — und da muß ich auch Ihren Brief beantworten! Ja, muß, weil es mir ein Herzensbedürfnis ist.

Seit Jahren lebe ich genügsam und bescheiden, weil schon die „Friedenszeit" für mich eine Vorbereitung zu einer „großen Zeit" war. Was macht es schon aus, daß meine Frau seit dem 25. August in einer Bezugscheinstelle arbeitet und ich einige Hausarbeiten mehr übernommen und gelernt habe, wie man Kartoffeln schält usw.

Das ist erforderlich, auch wenn dabei einige freie Stunden verlorengehen. Der Soldat im Schützengraben muß auch Überstunden machen.

Ich habe keine Schwierigkeiten des Alltags, wenn schon, dann nur die, anderen Leuten klarzumachen, warum England uns den Krieg erklärt hat und warum jeder einzelne Volksgenosse zum allerersten Male fest in die Speichen des Staatswagens greifen muß, damit endlich einmal freie Bahn den wirklich Tüchtigen in der Welt geöffnet wird.

Was macht es schon aus, Krieg, Geldentwertung, Judenstaat, Kampfjahre, also alles unruhige Zeiten, miterleben zu müssen, wenn ich heute der felsenfesten Überzeugung bin: Deine Kinder werden Nutznießer oder Gestalter einer neuen Zeit, sie hinterlassen ihren Kindern ein wirklich großes schönes Vaterland!

Der wirkliche Kämpfer sieht den eigenen Erfolg immer nur bescheiden an, er kämpft für höhere Ziele, und da auch ich dafür schon einmal bereit war, 1914 mein Leben einzusetzen, will ich den Rest meines Lebens gern einsetzen, um ein für allemal Deutschland zu dem zu verhelfen, was es verdient hat: Anerkennung, Achtung und Lebensraum.

Das mag uns der geben, der uns den Führer gesandt hat."

Heil Hitler!

Heinrich F., Schwerkriegsbeschädigter.

Wieder in Form

Standort, Februar 1940.

„Als Weltkriegsteilnehmer und Parteigenosse habe ich Ende August 1939 wieder den feldgrauen Rock angezogen, klar! Als ich kürzlich im Urlaub einige Tage im schlichten Gewand des „Bürgers" erschien, staunten mich die Schuljungen der Ludendorffstraße mit großen Augen an:

Nanu, was ist denn mit unserem Hauptmann los, ist der unter die Blindgänger gegangen?

Nun bin ich wieder in Form. Das Schlimmste, was mir passieren könnte, wäre jetzt ein physisches Versagen, was bei meinem vorgerückten Alter immerhin im Bereich der Möglichkeit liegt. Ich will jetzt dabei sein, irgendwo wird man mich schon einsetzen, ich kenne doch den Laden hier wie meine Hosentasche.

Wie der Krieg in mein persönliches Dasein eingreift?

Einfach: Was ich, seit ich am 25. November 1918 die deutsche Grenze östlich Verviers überschritt, an zum Teil tollen Schwierigkeiten überwunden habe, war nicht umsonst. Immer hat mich meine innerste Überzeugung und mein Glaube an einen Wiederaufstieg unseres Volkes zum Aushalten ermutigt.

Seit ich an den Führer glaubte, es war so etwa um 1927, seitdem erschien mir der Gang der Dinge wie eine unabwendbare Selbstverständlichkeit: Nichts konnte mich mehr überraschen, nicht die Krise im Sommer 1938, nicht der August 1939. Nur einzig und allein der Feldzug der 18 Tage, der allerdings hat mich mit höchster Bewunderung erfüllt.

Was dort im Zusammenwirken von Führung und Truppe geleistet wurde, ist wohl in der Kriegsgeschichte einmalig.

Alle Sorgen und Mühen des Alltags werden bei uns in sinnvoller und kameradschaftlicher Zusammenarbeit überwunden. Uns kann, wie den sprichwörtlichen alten Seemann, nichts erschüttern, weil uns die überwältigende Größe der Ereignisse vollkommen in Anspruch nimmt.

Unsere ganze Vergangenheit ist weit zurückliegend, wie in nebliger Ferne. Wie gebannt ist unser ganzes Sein in die Zukunft gerichtet, die Stunde rinnt flüchtiger, es naht die Entscheidung!

Es naht die große Bewährung jedes einzelnen von uns. Der Führer ist unser Vorbild, ihm folgen wir freudig und mutig.

Die zwei Millionen Toten des Weltkrieges sind aus den Gräbern auferstanden und marschieren mit uns. Die Kameraden, denen wir die letzten Grüße an ihre Frauen und Kinder von den sterbenden Blicken abgelesen haben, die Gefallenen der Bewegung, die Opfer der Volksdeutschen in Polen, das in aller Welt seit Jahrhunderten für die Sache des Deutschtums geflossene Blut: Das deutsche Heldentum aller Zeiten ist aus den Gräbern gestiegen und zum letzten großen Appell angetreten im „entscheidendsten Jahr der deutschen Geschichte".

Zum Sieg! — Diese Gedanken lassen nichts Kleinliches und Persönliches mehr aufkommen:

Wir sind nur noch Teile eines großen Ganzen."

In alter Treue

Heil Hitler!

Wilhelm F., Hauptmann.

Ein wenig mehr Arbeit

Dortmund, Februar 1940.

„... mancher wird dabei in einer Art von Beschämung empfunden haben, daß ihm das Schicksal eine herzlich unbedeutende Rolle zugewiesen hat, eine Rolle irgendwo im Hintergrund, wo die Wogen des Zeitgeschehens verebben, wo er keine Möglichkeit hat, sein Bestes dranzusetzen. —

Ja, wem es das Mannesglück bescherte, mit der Waffe in der Faust Heimat und Familie zu schützen! Oder wen es, etwa in der Wirtschaft, auf einen Posten berief, der ganze Kerle und von diesen den restlosen Einsatz ihrer Persönlichkeit verlangt!

Sie könnten und dürfen — obschon es der unbekannte Gefreite des Weltkrieges von sich selbst niemals getan hat! — mit Fug und Recht behaupten, daß der Krieg in ihr persönliches Dasein eingreife, daß er von ihnen wirkliche „Entschlüsse“ fordere und daß sie „Schwierigkeiten“ zu überwinden haben.

Sie sehen den Sinn ihres Lebens in der Erfüllung ihrer im friderizianischen Geiste empfundenen Pflicht, vielleicht auch ermessen sie an der Größe der ihnen bestimmten Aufgaben das stolze Glück ihres Auserwähltseins — aber sie machen keine Worte und kein Aufheben von Dingen, die in ihren Augen selbstverständliche Begleiterscheinungen des Krieges sind.

Wie denn nun sollte dies einer tun, der nicht zu diesen Auserwählten zählt? Dessen Arbeitstag kaum anders verläuft als ehedem? Welches Opfer hat er denn schon bringen dürfen im Vergleich zu denen, die stündlich alles herzugeben, alles einzusetzen bereit sind?

Müßte es bei jenen nicht ein mitleidiges Lächeln hervorrufen, wollte ausgerechnet er von „Entschlüssen“

und „Schwierigkeit" reden oder auch nur eine Silbe darüber verlieren, daß der Krieg in sein persönliches Dasein eingreife — bloß weil er sich ein paar im Grunde doch so unendlich gleichgültige Einschränkungen in seiner Lebensführung auferlegen muß?!

Was will es denn schon besagen, was der Krieg von uns, dem Heer der Daheimgebliebenen, bisher gefordert hat! Ein wenig mehr Arbeit, eine gewisse innere Umstellung, einsichtiges Verstehen notwendiger Maßnahmen, erhöhte Disziplin — aber sind denn das unbekannte Dinge für uns Deutsche und gar für einen Nationalsozialisten?

Wir wollen ganz ehrlich sein: was der Krieg an dem gleichmäßigen Ablauf unseres Daseins geändert, welche Entschlüsse er von uns verlangt, vor welche Schwierigkeiten (sie kommen meist mehr von den Menschen als von den Dingen ...) er uns gestellt hat — all das ist der Rede nicht wert. Uns bleibt höchstens ein Bedauern: daß die Stunde noch nicht gekommen ist, die uns den Einsatz unserer Kräfte, deren wir wirklich fähig sind, erlaubt!

Denn den Sinn unseres Lebens haben wir erst erfüllt, wenn wir von uns sagen dürfen: ich war mit dabei, auch ich habe mitgeholfen — und wenn wir es selbst nicht sollten sagen können, so sollen es doch unsere Kinder von uns sagen dürfen."

Heil Hitler!

Hans Otto K.

Das neue Leben

Im Felde, Februar 1940.

„Liebe Kameraden, vorweg: Vor dem Weltkriege war ich 4 Jahre Kadett, dann aktiver Offizier, nahm meinen Abschied, wurde im Jahre 1912 Hauptmann d. R. und ging 2 Jahre vor dem Kriege ins Ausland.

Es ging mir wie vielen anderen Tausenden. Auf der Flucht aus Kanada bei Ausbruch des Krieges wurde ich gefangen, 4 Jahre in Frankreich und 1 Jahr in der Schweiz interniert.

Seit Anfang des Krieges bin ich als Batl.-Kommandeur mit 62 Jahren eingezogen. Meine sämtlichen Männer sind mit ein paar Ausnahmen Weltkriegsteilnehmer. Es ist nicht leicht für mich, als Führer vor der Front zu stehen, als einziger ohne Kriegsauszeichnung. Ein fortgesetzter innerer Kampf gegen Minderwertigkeitsgefühle, eine Belastung des Menschen für die gestellte Aufgabe.

Daß diese trotzdem erfüllt wird, ist selbstverständlich. Ich betrachte mich nicht nur als militärischen Führer, sondern, wie es meine Pflicht, auch als Betreuer meiner Männer im weitesten Sinne. Eine Kompanie besteht aus Saarländern, aus der geräumten Zone.

Die Männer haben nach der Einberufung bis zu 6 Wochen nichts von ihrer Familie gehört, aber schweigend ihre Pflicht getan. Es gab viel Sorgen. Da war viel zu raten, zu helfen und einzugreifen.

Die vordingliche militärische Aufgabe in Verbindung mit der Betreuung der Männer, absorbiert den Menschen so, daß Schwierigkeiten des Alltags sonstiger Art vollkommen versinken. Es ist, als wenn die Zeit vor dem Kriege vergessen wäre und ein vollkommen neues Leben begonnen hat.

Wandelt mich einmal gelegentlich eine geringe Müdigkeit, so richte ich mich auf an meinen eigenen Leuten, diesen Männern, die nun zum zweiten Male die Schwere des Krieges selbstverständlich auf sich nehmen und gern und mit ganzem Herzen dabei sind.

Die Aufgabe ist auch zu groß und schön, um nicht jeden deutschen Mann mitzureißen. Von Anfang an habe ich

meinen Leuten den Zorn gegen die Engelmänner eingehämmert (ich kenne sie ja persönlich gut genug), und nun hat der Führer in seiner Rede am 30. Januar das zum Ausdruck gebracht, was ich an dem Tage erwartete: Der wirtschaftliche Liberalismus in Deutschland ist erledigt, jetzt beginnt der Kampf gegen den Weltliberalismus. — Ich nenne diesen Krieg seit dem Tage den „Sozialistischen Weltkrieg".

Den Sinn meines Lebens sehe ich nunmehr darin, an dem Platz, wo ich hingestellt werde, unter restlosem Einsatz mitzuhelfen an der Vernichtung der Weltgeißel England. Daß dieses Ziel im Interesse der Erhaltung unseres Vaterlandes erreicht werden muß und erreicht wird, darüber bin ich mir klar und darüber sind sich meine Männer klar.

Damit dürfte für mich älteren Menschen der Sinn meines Lebens erfüllt sein.

Mit kameradschaftlichem Gruße

Heil Hitler!"

Wilhelm R., Hauptmann.

Die Lehre des Krieges

z. Zt. Düsseldorf, Februar 1940.

„Mein Mann zog mit so viel Liebe für unseren Führer in den Krieg, daß es kein Abschiednehmen war, im Gegenteil „Der Führer rief", und stolz waren wir beide.

Wenn in den kommenden Wochen die grenzenlose Einsamkeit mich erdrücken wollte, dann hab ich nur an meinen Lebenskameraden denken brauchen, um stille zu werden.

Eine Bäuerin war seit Jahren durch einen Unglücksfall nicht mehr in der Lage, in der Landwirtschaft zu helfen;

die Tochter wurde krank, und ich stellte mich dort zur Verfügung. Sehr stolz war ich, daß das ganze Dorf gestaunt hat, daß ich überhaupt die Arbeit leistete und damit sehr gut fertig wurde.

So traf die Voraussage nicht zu, daß ich nur einen Tag helfen würde und den zweiten Tag zu Hause bliebe. Hab die ganze Rübenernte durchgehalten.

Beim Rübenraufen hatte ich am linken Arm eine Sehnenzerrung, dies ließ ich nicht anmerken, im Gegenteil, die Zähne fest aufeinandergebissen und nach Feierabend tüchtig massiert. Erst am Schluß der Ernte zeigte ich meine Hand, und man sagte mir, daß sie nun von einer Städterin eine andere Meinung hätten.

Wenn man will, kann man alles!

Bin seit Weihnachten bei meiner alten, kranken Mutter in Düsseldorf und erledige die Einkäufe und helfe im Haushalt, da ich noch drei Geschister habe, die berufstätig sind. Ganz erfüllt mich diese Aufgabe nicht, und ich werde versuchen, irgendwie eingesetzt zu werden.

Der tiefere Sinn meines Lebens liegt darin, das eigene „Ich" auszuschalten und andern zu helfen. Dies lehrt uns der Krieg!

Die große Liebe zu unserem Führer hilft uns vieles überwinden, und man möchte Opfer bringen, wo und wie es der Führer will.

Bin stolz, einen Mann zu haben, der mit Leib und Seele Soldat des Führers ist."

Heil Hitler!
Adele L.

Das ist unser Glück

Berlin, Februar 1940.

„... wollen wir, die wir noch nicht an der Front stehen, etwa von Opfern oder Eingriffen in unser persönliches Dasein sprechen?

Was wollen wir unter diesen Eingriffen verstehen? Etwa, daß wir nicht täglich Schweinebraten oder eine fette Gans essen können, daß alle wichtigen Lebensmittel rationiert sind, oder daß wir nach Kohlen anstehen müssen, manchmal gar keine haben?

Wir können alle in Sicherheit unserer Arbeit nachgehen, brauchen nicht zu hungern und können uns abends ins Bett legen mit der Gewißheit, daß andere für uns draußen an allen Fronten Wache halten, damit wir in Sicherheit leben können.

Das Wort Opfer ist ja nur ein relativer Begriff, der erst Gestalt und Leben gewinnt, wenn er in irgendeine Beziehung gesetzt wird. Und diese Beziehung ist für uns einzig und allein die Front und an ihrer Spitze der Führer.

Wenn wir nun unsere „Opfer" mit denen der Front vergleichen, dann kann wohl niemand von Eingriffen in sein ganz persönliches Leben sprechen, ausgenommen die Volksgenossen, die ihre Heimat vorübergehend verlassen mußten, da die Front in unmittelbarer Nähe ist.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß in der Heimat alles eitel Wonne ist und daß keine Schwierigkeiten zu überwinden wären. Aber darin liegt auch wieder ein Glück, das Glück, daß wir mithelfen können, diese Schwierigkeiten zu überwinden und so zu einem ganz kleinen Teil an der Erreichung des Zieles des Führers, um dessentwillen der Krieg geführt werden muß, beizutragen.

Ich selbst habe das Glück, einen tätigen Anteil an den Geschehnissen nehmen zu können.

Zirka 800 Lebensmittelkarten habe ich als Blockwalter der NSV. zu verteilen, und wer die Kompliziertheit einer solchen Verteilung kennt, wird wissen, wieviel Arbeit das mit sich bringt.

Es wird mir selbst manchmal schwer, wenn ich nach 8 Stunden Studium und anschließend 6—8 Stunden Werkarbeit nach Hause komme und dann noch diese Arbeiten kommen, warum sollte ich das leugnen, aber dann kommt die Freude, daß man mithelfen kann, die Schwierigkeiten in der Heimat zu überwinden.

Das schönste aber ist, wenn man zu den einzelnen Volksgenossen kommt und ihnen ihre Karten bringt, da hört man aus jedem Gespräch, wieviel Verständnis jeder für die kleinen Unannehmlichkeiten hat, die das Kartensystem und der kalte Kriegswinter mit sich bringen, und wie jeder bereit ist, seinen Teil dazu beizutragen, diesen Krieg zu gewinnen.

Und das alles ohne viel Redensarten oder Hurrapatriotismus, nein, mit einer einfachen Selbstverständlichkeit.

Jeder hat die Größe der Zeit erkannt und sieht in seinen kleinen Verzichten den selbstverständlichen Anteil unserer Generation an der Erreichung des Zieles unseres Führers: ein freies, starkes Deutschland. Mein Brief ist vielleicht nicht die richtige Antwort auf Deinen Brief, aber ich wußte nichts anderes zu schreiben."

Heil Hitler!
Siegfried W.

Immer noch zuwenig

Poppelau Februar 1940.

„Als Beschädigter des Weltkrieges und seit Jahren in einem Wehrmachtbetriebe beschäftigt, wurde mir der Wunsch, als Frontsoldat mit hinausziehen zu dürfen, abgeschlagen. Mir ging es, wie so vielen meiner Kameraden: Mitmachen wollen — und nicht dürfen. Was einem bisher als selbstverständlich galt, das empfand man plötzlich als drückende Pflicht: gehorchen.

Mit um so leidenschaftlicherer Anteilnahme und mit grimmiger Genugtuung verfolgten wir Menschen des deutschen Ostens dann die Geschehnisse der 18 Tage. Jahrelang hatten wir in uns die Qual getragen „Alles, was ein Volk errichtet — vernichtet!" — — — „Jahrhundert' deutschen Fleißes Lohn — ein einziger Hohn!"

Nein, nein, nun nicht mehr! Das Deutschland Adolf Hitlers läßt seiner nicht spotten. Mit einem einzigen Hieb wurde jenes Volk zermalmt, das es unternahm, Büttel des Vernichtungswillens gegenüber Deutschland zu sein. Und der Osten, der deutsche Osten ist wieder frei!

Kameraden, entschuldigt. Ich muß es mir von der Seele schreien. Es ist ja noch kaum zu fassen. Was nach viereinhalb Jahren blutigstem Ringen verlorengegangen war — in achtzehn Tagen wurde es zurückgeholt. — Und wer sich der Bedeutung dieser Zeit noch nicht bewußt ist, der lebt nicht, der vegetiert.

Wie oft schon in den Jahrhunderten war Deutschland das Bollwerk gegen die Überflutung des Abendlandes durch den asiatischen Ungeist und seine Unkultur. Und nun hat sich der Sturm gedreht und weht aus dem Westen. Es ist derselbe Ungeist, der nur ernten will, was andere gesät haben. Völker, die einstmals die Nutznießer davon waren, daß Deutschlands Jugend jahrhundertelang in der Abwehr solcher Stürme verblutete, „danken" uns dies heute mit kaltem Vernichtungswillen. Aber — und das weiß selbst der kleinste Pimpf — wir werden ebenso auch mit ihnen fertig.

Schnell und vernichtend. Und einmal wird das Wort Friede wieder seinen deutschen Klang zurückerhalten.

Wer vermöchte, indes Räuber sein Haus umlagern und es in Brand zu stecken versuchen, ruhig am Frühstückstisch zu sitzen und — etwa — die Knusprigkeit der Brötchen oder das Muster der Krawatte zu bemängeln.

Wie kann man ebenso über Notstandsmaßnahmen, die ja doch dem Wohle der Allgemeinheit dienen, auch nur ernstlich debattieren, wo es gilt, des Feindes Absicht zu durchkreuzen. Diese Frage und andere, sie bilden den Inhalt alltäglicher Kleinarbeit, mit der ich zum bescheidenen Teil im Kampf an der inneren Front teilhaben darf.

Wenn ich abends nach 13- bis 15stündiger berufsdienstlicher Abwesenheit in die Ortsgruppe zurückkehre, beginnt diese Pflicht. Versammlungen und Hausbesuch, Sprechstunde und Schreibtischarbeit beanspruchen die Freizeit oft bis nach Mitternacht. Und doch glaube ich immer noch zu wenig zu tun, angesichts der Opfer, die so viele täglich bringen.

Gegenüber dieser Sorge zerflattert alles, was andere vielleicht als „Sorge" bezeichnen."

Heil Hitler!
F. Ch.

Das mußte kommen

Berlin, Februar 1940.

„Immerhin dürfte manches, was ich Ihnen zu sagen habe, für Sie von Interesse sein. Ich will ein wenig Methodik anwenden und von folgenden Gesichtspunkten ausgehen: nämlich, wie ich diesen Entscheidungskampf als ehemaliger Auslandsdeutscher, als beruflich tätiger Mensch, als „privater" Mensch und nicht zuletzt als Familienvater betrachte.

Als ehemaliger Auslandsdeutscher begrüße ich diesen Krieg! Er mußte einmal kommen, früher oder später, denn es ist nun einmal Tatsache, daß sich das Britentum nie und nimmer mit dem Aufstieg unserer Heimat abgefunden hätte. England hätte uns immer und immer wieder

Hindernisse in den Weg geschoben, hätte immer wieder versucht, dem Reich Fallen zu stellen — so oder so!

Als beruflich tätiger Mensch begrüße ich diesen Krieg gegen England gleichermaßen! Nicht etwa, weil ich bei einer obersten Reichsbehörde tätig bin, sondern weil ich fest davon überzeugt bin, daß Englands Vernichtungswille sich gegen die Existenz des gesamten deutschen Volkes richtet!

Ich freue mich, daß ich zu einem kleinen Teil dazu beitragen kann, diesem Vernichtungswillen, einer unverfrorenen, schurkenhaften Lügenhaftigkeit und Verleumdungswut wirksam entgegenzutreten. Jeder persönliche Ehrgeiz in beruflicher Hinsicht muß dabei zurücktreten, denn jetzt handelt es sich nicht mehr um Beförderung, höhere Gehaltsgruppierung usw.

Was soll ich Ihnen da noch viel schreiben, es könnte sich lediglich um Selbstverständlichkeiten handeln.

Nun als „privater" Mensch, der man ja in dem von England so stark verdächtigten Reich Adolf Hitlers dennoch ist und bleibt (im guten und besten Sinne des Wortes), habe ich durch Wirksamkeit des Kriegszustandes bestimmt nichts an guter Laune eingebüßt. Ich freue mich über jedes versenkte feindliche Schiff und über jeden abgeschossenen Flieger.

Ich gebe zu, hätte man vielleicht früher, als ich noch im Ausland lebte, Ähnliches von mir verlangt, was die Regierung heute von mir verlangen muß, ich hätte sicher etwas räsoniert. Aber dieser Krieg ist ein guter Lehr- und Zuchtmeister, und soweit man den Willen hat, eine gute Lehre anzunehmen und gute Zucht zu wahren, geht es auch sehr gut.

Ich habe vielleicht schon des öfteren während der vergangenen Monate Gelegenheit zu Beanstandungen gehabt, ich sage mir aber immer wieder: es ist Krieg, und was

bedeuten in einer derart großen Zeit kleinliche Zänkereien! Sie kosten Zeit und — was der Führer heute besonders gut gebrauchen kann — Nerven.

Man wird durch große Ereignisse einfacher, weniger selbstsüchtig, die Kritik wird gesünder, und, sofern man den Anspruch erhebt, als Deutscher seiner Heimat zu dienen, hört das Meckern von ganz allein auf!

Und als Familienvater?

Liebe Kameraden: Es ist besser, daß meine Kinder jetzt hin und wieder eine kleine Einschränkung erfahren und dafür später in einem starken, gesicherten und gesunden Vaterland aufwachsen, erzogen werden und als freie Menschen leben, als umgekehrt!

Entschlüsse privatester Natur? — Ich denke an den Führer und glaube an den Sieg!

Wie ich die Schwierigkeiten des Alltags überwinde? — Ich denke an Old-England und daß es den Burschen dort drüben lange nicht mehr so gut geht wie mir, woraus ich erkenne, wie stark wir sind, und das macht gute Laune! Ich habe gewiß nichts gegen Butter, Speck, Eier, Schinken und Schokolade, aber ich habe einen Haufen Bücher und Noten. Schließlich: als ich in Südamerika lebte, konnte ich mir sicher so viel Butter kaufen, als ich nur wollte, aber — das Klima hatte sie bereits verdorben! Und es ging auch, sogar sehr gut, es war zwar kein Idealzustand, aber man fand sich dennoch zurecht und damit ab, und das sollte man angesichts dieser großen Zeit, dieses gigantischen Lebenskampfes nun auf einmal nicht mehr?

Der Sinn meines Lebens? — Gut essen und trinken, wenn — England zerschlagen ist? Aber dann nur so nebenbei! Sonst aber: etwas leisten, so oder so, entweder mit der Feder oder mit der Waffe, wenn es für mich so weit ist!

Der letzte und größte Sinn meines Lebens, heute wie früher, als ich es meinen südamerikanischen Freunden immer wieder zurief: Deutschland, Deutschland über alles! Und:

Heil Hitler!"

W. D.

Das kränkt mich sehr

Hanau, Februar 1940.

„Seit Kriegsausbruch ließ ich nichts mehr von mir hören, weil ich leider bis heute am großen Zeitgeschehen in keiner Form aktiv teilnehme, und das kränkt mich sehr. —

In meiner beruflichen Tätigkeit als Ingenieur müßte ich mich eigentlich sauwohl fühlen. — Unser Betrieb ist als wehrwichtig anerkannt, und so sitze ich warm und sicher. — Draußen aber pulst das Leben, draußen wird gekämpft und an einem soliden Neubau gezimmert. —

Man spricht viel von der inneren Front, aber als Wandervogel, der über Land und Meere flog und draußen seinen Mann als deutscher Pionier stand, fühle ich mich bei dieser passiven Tapferkeit wie ein im Käfig eingesperrter Vogel. — Also ich bin verstimmt, arg verstimmt, weil ich untätig bin und mein Wissen sich auf Tageszeitung und Radio beschränkt.

Was soll ich nun schreiben? Es gibt nur einen Gedanken: „Wir müssen den Feind schlagen." — Und wenn uns der Engelmann heute einen honigsüßen Frieden anböte, so dürften wir ihm nur das Bibelwort von den Engelszungen entgegenhalten, denn es kann keinen wahren Frieden geben, ehe nicht England den Krieg im eigenen Land hat oder deutsche Truppen am Kanal stehen. —

Dazu kennen wir Auslandsdeutsche die britische Heuchelei allzu gut. — Auslands- und Grenzlanddeutsche —

zu beiden rechne ich — sind sich der Härte des bevorstehenden Kampfes bewußt, sie scheuen aber nicht das Opfer, weil sich in ihren Wunschträumen ein Ziel, das die Opfer wohl wert ist, greifbar klar gezeigt hat. —

Das Wort Kriegsziele weckt immer unangenehme Erinnerungen, wir brauchen nicht allein an Churchill, den edlen Lord, zu denken, wir brauchen uns nur an unsere eigenen Schwätzer im vergangenen Weltkriege zu erinnern. —

Jenseits des Westwalls suchen sie schon seit September danach, wenigstens in den Parlamenten, denn die wahren Schieber der Geschichte haben das uns bekannte Ziel der Atomisierung Deutschlands. Sie können aber ihre Ziele nicht der Öffentlichkeit preisgeben, weil der letzte Krieg noch nicht vergessen ist. — Das hieße wohl, erfrorene Kartoffeln wieder schmackhaft machen. — Im Keller sehen sie wunderbar aus, aber wenn sie ans Tageslicht kommen, dann faulen sie.

Ein Nationalsozialist wird nur ein Ziel aufstellen, das selbstlos auf das Wohl seines Volkes bedacht ist, und wird sich nicht mehr anmaßen, als er und sein Volk verdienen. — Und das genügt. —

Wir können uns anmaßen, das fleißigste und intelligenteste Volk der Erde zu sein (aber um Gottes willen keine klingende Münze dafür verlangen). — Also, das erste, was wir wünschen, ist Achtung, und die können wir erst erringen, wenn der Nimbus um England, dessen sture Bürger nach der Auslandsmeinung noch immer gleich nach dem lieben Gott kommen, zerstört ist, was nur mit dem Zuschlaghammer geschehen kann. — Achtung ist auch eine Raumfrage.

Großzügiges Denken im Verein mit besserer Verteilung der Bevölkerung beseitigt auch jene kleinlichen Reibereien, die manchmal noch die Zusammenarbeit erschweren. Keiner

wird dann dem anderen die Butter auf dem Brote neiden, weil er an größere Dinge zu denken hat und weil ... wir dann genügend Butter haben werden, um sie in englischen Lagen kreuz und quer aufs Brot zu streichen.

Es sind dies nicht allein Wünsche, es ist unsere Pflicht, an der Verwirklichung solcher Ziele zu arbeiten, denn das, was unser geliebter Führer tut, verpflichtet uns, weniger an uns selbst als an die Zukunft zu denken. —

Unsere Generation scheint, wie unser Führer sagte, zum Opfer geboren zu sein. — Wir nehmen es gerne auf uns als gute Gläubige, die wir unseren Nächsten im neben uns stehenden Volksgenossen sehen. —

Das Bewußtsein, für eine gerechte Sache zu kämpfen, für ein achtunggebietendes Reich, in dem alle Volksdeutschen ihr Brot finden, auch die noch, die heute ihre Arbeit fremden Völkern schenken und nur Undank ernten; ein Reich, in dem wir unsere großen nationalsozialistischen Vorhaben verwirklichen können; ein Reich, das selbstbewußt und innerlich stark, nichts von der übrigen neidischen Welt verlangt, weil es sich selbst genügen kann, das so stark ist, seine Errungenschaften zu verteidigen gegen alle, denen dieser Krieg noch keine genügende Lehre gewesen sein sollte." —

Heil Hitler!
Carl A.

Wir alten Knochen

Unterammergau, Februar 1940.

„... und wußten nicht, wie wir ankommen sollten, um auch mitzukommen in den Krieg. Bis ich endlich erfahren mußte, daß keine Freiwilligen aufgenommen werden sollten.

Schrecklich fand ich diese Mitteilung, noch dazu für einen alten Soldaten des vorigen großen Krieges, wenn ich auch 60% Kriegsbeschädigter war, wenn ich auch eine

Familie mit 10 Köpfen zu ernähren habe, „man kann mich doch nicht ablehnen, hintanstellen in einem so großen Entscheidungskampfe, wie dieser Krieg werden wird".

So waren meine ganzen Gefühle und Gedanken, als der Krieg Anfang September 1939 begonnen hatte. Ich verzweifelte schier vor Scham. War ich doch seit 1914 überall mit dabeigewesen, in Frankreich, in Rußland und beim Alpenkorps. Dann kamen die Freikorps — Epp, Roßbach im Baltikum, mit dem Führer an der Feldherrnhalle und als politischer Leiter bis hinein ins Dritte Reich. Und jetzt auf einmal nicht?

Da, wenige Tage nach diesen ereignisreichen Tagen, Mitte September, kam ein Baufachmann zu mir und forderte mich auf, in seinem Betriebe eine wichtige Stelle für die Heeresabteilung zu übernehmen, da sein Betrieb heereswichtige Bauten herstellen mußte und er eine einwandfreie Person zur Gesamtaufsicht brauche. Auch an dieser Stelle gebe es nur „Dienst am Vaterland".

Drei Tage später stand ich, der zu Hause bisher in seiner Holzbildhauerwerkstätte sein Leben und seinen Verdienst gefunden hatte und immer mit der Familie zusammen war, mitten in der regen und aufreibenden Maschine eines Großbauwerkes des Heeres.

Nicht lange, und ich war mit den wichtigsten Dingen vertraut und eingearbeitet, schon benützte mich die Firma zu großen Reisen von einer Baustelle zur anderen, von einem Gebiet ins andere. Ich sah den Westen und kam bis weit in den zurückgewonnenen Osten, ich traf Kameraden, die als Soldaten ihre Pflicht taten, unverhofft war ich als „Zivilist" auch mitten unter ihnen und begeistert wurde dies gefeiert.

Du wirst Dir nun denken, „ah, da hat sich der Toni aber sehr verbessert und wird nun fein raus sein".

So schlimm ist's nun wieder nicht. Ich hatte zu Hause ein einfaches und solides Leben, konnte sehr gut für meine Familie sorgen und auch noch nebenbei meiner Frau so manche Last abnehmen.

Heut ist dies anders. Wenn ich auch mehr verdiene, aber ich brauche auf meinen Reisen mehr.

Meine Frau zu Hause aber steht als tapferer Kerl einer zehnköpfigen Familie vor, hat alle Dinge allein zu regeln, die Sorge um Haus und Garten, um Kind und Eltern, um Besorgung der Lebensmittel und Regelung der lebenswichtigen Leistungen.

Sie allein ist plötzlich der Pol der Familie geworden, so wie dies auch meistens in einer Soldatenfamilie der Fall ist. Nur mit dem Unterschied, daß ihr Mann draußen verdienen muß, sparen muß, um die Mehranschaffungen und Ausgaben zu decken, die zu Hause anlaufen, denn die Frau wird nicht von Reichswegen versorgt. Mir selbst ist nicht immer zum Lachen, obwohl ich einer bin, der gerne lacht und damit noch immer gut gefahren ist.

Und doch! Haben wir nicht Krieg? Kann man da noch launisch sein, wenn es um das Bestehen des Vaterlandes, des Volkes geht?

Geht es nicht um meine Kinder, die voll Vertrauen auf mich als Vater sehen und wissen, daß der Führer von mir als einem seiner alten Kämpfer unbedingten Kampfgeist fordert?

Wie kann ich verzagen, wenn meine prächtigen Sieben mich bei der Heimkehr mit ihren glänzenden Augen ansehen und ich dann die große Aufgabe vor mir sehe, eben für diese sieben Raum und Leben zu schaffen!

Und diese sieben Kinder soll ich den heimtückischen und raffgierigen Methoden der Engländer überlassen?

Diese sieben sollen einmal nur für die Geldklötze der Juden da sein und ihre junge Krafte und ihre Gesundheit für die Willkür der Weltmächte zur Verfügung stellen? Nein, nein! Jetzt erst recht, jetzt wollen wir schon überhaupt nicht mehr weich werden, sondern unentwegt ran an den Feind.

Wir alten Knochen, die wir immer freiwillig dem Führer gefolgt sind, jetzt erst recht, nachdem es darum geht, alles, was der Führer aufgebaut hat, alles, was das Volk des großen Reiches erhalten hat, zu retten, zu schützen.

Nun sollen uns die andern erst mal kennenlernen, wir Deutsche sind anders geworden unter Adolf Hitler, wir wissen heute, daß es nur eine Seuche gibt auf der Welt, und dies ist die „Jüdische Seuche unter dem englischen Dache". Dieser allein gilt unser Kampf, und dieser Kampf wird durchgefochten mit dem gleichen Mut und Schwung, wie wir es durch unseren Führer Adolf Hitler gelernt haben, durchgefochten bis zum endgültigen Siege."

Heil Hitler!
Toni D. Sch.

Die Söhne im Feld

Kitzbühel, Februar 1940.

„. . ., daß ich meine beiden Söhne, an denen ich mit heißer Liebe hänge, im Feld habe.

Mein älterer Junge ist 22 Jahre alt und dient bei einer Nachrichtenabteilung, mein jüngerer ist 19 Jahre alt und ist als Freiwilliger irgendwo im Westen.

Ich habe als Nationalsozialistin es selbstverständlich gefunden, daß meine Söhne dem Rufe des Führers folgen. Aber begreiflicherweise sind meine Gedanken nun immer

bei meinen Kindern, und ich bange Tag und Nacht um ihr Leben und ihre Gesundheit.

Doch nicht allein an meine Söhne denke ich, nein, mein Herz schlägt für alle die hunderttausende Jungen, die heute ihr Leben einsetzen für unseres Reiches Bestand und für alle die Mütter, die opferbereit ihre Kinder in den Reihen unserer Feldgrauen stehen haben.

Ich habe ja den Krieg als ganz junge Frau vor 25 Jahren erlebt und damals meinen Mann, mit dem ich noch nicht 8 Tage verheiratet war, an die Front ziehen lassen müssen.

Ein gnädiges Geschick ließ ihn 1918 wohlbehalten wiederkehren. So hoffe ich auch heute wieder für meine Kinder. Andere Sorgen kenne ich nicht.

Wir werden den Krieg gewinnen, dafür sorgt die Tapferkeit und das hohe Können unserer Soldaten, dafür sorgt unsere geniale Staatsführung und vor allem, das hat unser Führer gesagt: „In diesem Kriege kann nur einer siegen, und das sind wir!"

Was von uns an der inneren Front verlangt wird, ist so wenig. Ich weiß, es gibt viele Frauen, die außer in ihrem Haushalt noch beruflich tätig sind, die die doppelte Arbeit freudig und mutig leisten, deshalb wäre es lächerlich, wollte eine Frau meiner sozialen Lage auch nur ein Wort des Unmutes äußern über Maßnahmen, die zum Allgemeinwohl getroffen werden müssen.

Wir auf dem Lande sind in vielen Dingen auch besser daran als die Hausfrauen in der Großstadt. Wir brauchen nie lange warten in den Geschäften, wir bekommen alles, was wir brauchen, und die kleine Umstellung in der Kocherei macht selbst einer Ostmärkerin nichts aus.

Ich habe öfter Gelegenheit, mit den Frauen vom Land über Wirtschaftsfragen zu sprechen, und ich freue mich jedesmal, wenn ich bei ihnen das größte Verständnis für die

jetzige Lage finde. Ich weiß, was jede deutsche Frau heute begriffen hat — wir werden durchhalten, weil wir es wollen und weil wir von unbegrenztem Vertrauen zu unserem Führer beseelt sind, der uns den richtigen Weg führen wird.

Am Nürnberger Parteitag 1937 sprach der Führer ein Wort zu den tiefergriffenen BDM.- und HJ.-Führern der Ostmark, ein Wort, das uns allen heute Mahnung und Verpflichtung sein soll:

„Deutschland lebt länger als jede einzelne Not!"

In treuer Kameradschaft grüßt Sie mit

Heil Hitler!"
Amalie K.

Ich bin kein Waschlappen, aber ...

Unzmarkt, 26. Februar 1940.

„Diese Herren haben eine Ahnung, wie es im Deutschen Volk aussieht! — sagte doch unser Führer in seiner Rede am Jahrestag der Parteigründung, am 24. Februar 1940.

Ich will versuchen, Ihnen einige Bilder zu diesen Führerworten zu geben, die ich erlebt habe und die dem Deutschen Volke und der Weltöffentlichkeit nicht vorenthalten werden sollen.

Wie Ihnen bekannt ist, wird in der Ostmark ein Opferbuch im Rahmen des Kriegswinterhilfswerkes des Deutschen Volkes aufgelegt.

Ob dies in ganz Großdeutschland geschieht, ist mir nicht bekannt. —

Hier in Unzmarkt wurde gestern um 15 Uhr die Zeichnung eröffnet. Bisher waren 5 Zeichnungsstunden mit einem Ergebnis von RM. 7869,09. Diese Zahl sagt Ihnen erst dann etwas, wenn sie in Zusammenhang gebracht wird mit der Bevölkerungszahl und mit den Lebensverhältnissen der Bevölkerung.

Diese Zeichnungssumme ist daher auf 391 Haushalte, oder auf 1600 Menschen (Kopfzahl der Bevölkerung) aufzuteilen.

Und damit Sie sich ein Bild von dem Lebensstandard dieser Menschen machen können, muß ich Ihnen wieder das Land schildern.

Wenn Sie von der Kreisstadt Judenburg gegen Kärnten fahren, erreichen Sie nach einer halben Stunde Bahn- oder Autofahrt Unzmarkt. Ein schmales Bergtal mit ganz wenig Talgrund und steilen Hängen herrlicher, dunkler Fichtenwälder. — Also, fette Pfründe sind hier wenig. Die meisten der Bewohner sind Holz- und Forstarbeiter, kleine und kleinste Bergbauern oder Sägearbeiter mit etwa einem Durchschnitts-Monatseinkommen von 60 bis 120 RM.

Die Leute leisten ohne viel Worte die durch den Krieg noch erhöhte harte Arbeit. Feste und so richtig aufrüttelnde Tage sind hier recht spärlich in den Alltag eingestreut. Ich will Ihnen einige der wesentlichsten dieser Tage aufzählen:

1 Tag der Machtübernahme im Altreich (30. Januar 1933), der hier mit einem großen Fackelzug gefeiert wurde.

2 Die Umbruchstage im März 1938: Fackelzüge, Durchreise des Führers, Hermann Görings, Baldur v. Schirach Aus der letzten Alpenhütte kamen damals alle heran, um das mitzuerleben.

3 Tag der Auflegung des Opferbuches am 25. Februar 1940.

Festlich gekleidet und mit entschlossenen harten Gesichtern und leuchtenden Augen kamen sie herbei und opferten.

Da traf ich z. B. einen 8jährigen Jungen vor der Türe zum Zeichnungsraum Als ich ihn fragte, ob er denn von

einem Kameraden geschlagen worden sei, weil er weine, erhielt ich die Antwort, daß er sich nicht hineinwage, weil er nur 55 Pfennige habe!

Die Magd eines Bergbauern kam und zeichnete 100 RM. Ich traute meinen Augen nicht und fragte sie, für wen sie dieses Opfer zeichne. Stolz und mit leuchtenden Augen erklärte sie mir, dies sei ihr Opfer — damit wir siegen!

Ein schwerkranker Altersrentner kam — von seiner Tochter gestützt — heran, zeichnete unter größter Anstrengung seinen Namen in das Opferbuch und gab 4 RM., schämte sich noch, daß er nicht mehr geben konnte, denn er sei lange schon krank und habe daher nicht mehr.

Gemeindearme kamen und brachten mir 1, 5, 6 RM. Sie waren sichtlich verlegen, weil sie nicht mehr geben konnten. Für sie war dies das Taschengeld für einen Monat oder mehr!

Ebenso rührend war es mit den Kindern. Wenn der Führer dies hätte sehen können, mit welchem Eifer und mit welcher Gewissenhaftigkeit sie ihre Sparbüchsen entleerten, um zum Siege beizutragen, und wie sie ihre Blondköpfchen an das Buch lehnten, als sie ihre Namen kritzelten — mit erhitzten Wangen und strahlenden Augen! Er wäre für alle Mühsal entschädigt gewesen!

Ich habe wahllos nur einige Beispiele herausgehoben, die aber den Tatsachen entsprechen.

Wie heilsam wären aber solche Bilder für solche Narren, die sich einbilden, ein Volk, das Adolf Hitler führt, unterkriegen zu können!

Ich kann Ihnen versichern, daß ich kein Waschlappen bin. Es muß dick kommen, wenn es mich in der Kehle drücken soll. Aber bei einigen dieser Szenen mußte ich

mich wirklich zusammenreißen, um diesen Menschen ihren Gruß „Heil Hitler" erwidern zu können! Und meinem Helfer erging es nicht besser!

Da kann man wohl wirklich sagen — mit dem Führer: „In diesem Kampf kann nur einer siegen! Und das sind wir!"

Heil Hitler!"
Franz F.

Sie sollen uns kennenlernen

Im Westen, Februar 1940.

„Ihr Brief hat mich verspätet erreicht, da ich seit Monaten die Geborgenheit meines Berliner Familienlebens aufgegeben habe, um mich irgendwo im Westen des Reiches mit einzusetzen für Reich und Volk.

Sie sprechen eine große Frage gelassen aus; eine Frage, die mir weit unbequemer ist als das Ansinnen eines Photographen, der ein gestelltes Lichtbild von mir verlangt.

Am liebsten möchte ich Sie bitten, meine Frau in Berlin aufzusuchen und sich einige meiner ausführlichen Briefe an meine Familie vorlegen zu lassen. In diesen Briefen würden Sie auch eingehende Betrachtungen zu dem mir von Ihnen gestellten Thema finden.

Sie müssen nämlich wissen: meine Frau und ich, wir haben uns viel, viel mehr zu sagen, als von den kleinen Unzulänglichkeiten und Nichtigkeiten des Alltages zu sprechen. In unseren Briefen findet alles das seinen Niederschlag, was sich aus einem von fanatischem Glauben erfüllten Herzen zum Wort und Bekenntnis gestaltet zur gegenseitigen Befruchtung und Bereicherung gegenüber den Aufgaben und Pflichten der heutigen Zeit.

Das, was Sie in diesen Briefen fänden, wäre bestimmt kein „gestelltes Bild", dafür aber um so ungezwungener und lebendiger.

Dieser Krieg ist der zweite, den ich als Soldat erlebe. Als junger Freiwilliger ging ich, aus dem Auslande kommend, im Jahre 1914 zu den Kriegsfahnen meiner österreichischen Heimat. Als Tiroler Kaiserjäger bin ich mitmarschiert und habe durchgehalten bis zum Ende. Damals war ich jung und ledig und begeistert.

Ein tapferes Mädel war damals meine Braut.

Als der Krieg im September 1939 ausbrach, war ich nicht mehr jung und nicht ledig, aber wieder so „fanatisch freiwillig" wie Anno 14. Die Braut aus dem Weltkriege ist heute meine Frau und Mutter von acht Kindern.

Wir führen ein harmonisches und glückliches Familienleben. Trotzdem habe ich mich am ersten Kriegstage freiwillig und begeistert an die Front gemeldet.

Als der Postbote mir die Einberufung brachte, war ich außer Rand und Band vor Freude. Ich schwenkte meine Frau im Kreise herum, ich warf mich auf das Sofa und streckte ausgelassen alle Viere in die Luft, kurz, ich gebärdete mich wie ein junger Pudel. Selbst mein sechsjähriger Junge war verblüfft, ob so viel Unbeherrschtheit seines Vaters.

Wie kann ein alter Frontsoldat, der längst alle romantisch-heldischen Illusionen der Jugend abgestreift hat, derart „leichten" Herzens Heim und Familie verlassen und noch glücklich darüber sein, daß er in den Krieg ziehen darf?

Viele haben den Kopf über mich geschüttelt. Nur „Eine" hat mich ganz verstanden. Sie, die mir schon im Weltkriege als meine Braut das Herz gestärkt hat: meine geliebte Frau, die mit dem goldenen Ehrenkreuz geschmückte Mutter von acht Kindern.

Sie hat mir den Abschied nicht mit Tränen und Vorwürfen schwer gemacht. „Gustl, ich verstehe dich so gut, drum tu, was du mußt!“ So sagte sie.

Warum hat mich meine Frau „so gut“ verstanden? Weil wir beide eine Einheit sind und seit Jahren erfüllt von einem Glauben, von einer Liebe, von einer entschlossenen Bereitschaft. Das macht uns auch zu Optimisten.

Wir pflegen zu sagen: „Wer Humor hat, hat mehr vom Leben und den Lebensmittelkarten.“ Weil er sich leicht in die Zeit fügt, und ihm Bezugsscheine, Kleiderkartenpunkte, Einheitsseife und Ausfälle dieser oder jener Vorkriegsbequemlichkeit etwas Selbstverständliches sind und das geringste der „Opfer“ in dieser Zeit größter Entscheidungen.

So werden wir mit allen Schwierigkeiten fertig. Meine Frau in der Heimat, ich draußen an der Front. Wir jammern uns gegenseitig nichts vor in unseren Briefen, sondern wissen uns stets etwas mitzuteilen, was den anderen erfreut, ihn innerlich stärkt und ihm neue Spannkraft zum Durchhalten gibt.

Wir sind als Ostmärker glücklich, heute in einer Kampffront mit den anderen deutschen Stammesbrüdern zu stehen unter unserem Führer Adolf Hitler. Was haben wir uns gefreut, als der Führer in seiner Rede am 30. Januar sagte: „Vielleicht wird Monsieur Daladier meine Ostmärker noch kennenlernen!“ Ja, sie sollen uns kennenlernen, die Herren an der Seine und an der Themse! Wir können stur sein wie unsere Berge.

In vergangenen Zeiten haben wir manchmal nicht gewußt, um was es eigentlich geht in unserem Lande: es war uns auch „Wurscht“. Drum haben wir damals auch manchmal nur „gewurstelt“. Schuld hatten unsere Staatslenker. Aber heute! Heute täuschen uns keine politischen Gaukler. Wir folgen nur einer Stimme, der Stimme

unseres Blutes, und nur einer Idee, jener, die in unserem Führer Adolf Hitler ihre Verkörperung gefunden hat.

Darum werden wir siegen!"

Heil Hitler!

Ihr G. A. K., Oberleutnant.

*

Wir haben nach Erhalt dieses Schreibens die Frau unseres Kameraden gebeten, später einen Einblick in die erwähnten vielen Feldpostbriefe ihres Mannes zu gestatten Im folgenden einige Auszüge:

*

„. . . hoffentlich geht Euer aller Wunsch in Erfüllung, daß wir uns zu Weihnachten wiedersehen. Ich wünsche es auch. Man kann es aber heute nicht voraussagen, wie es noch kommt.

Das Vaterland geht voran, und wenn es die Umstände so erfordern, werde ich Soldat genug sein, ohne heimliches Murren auf meinem Posten zu verharren. Die Hauptsache ist, daß wir uns alle liebhaben und jeder seine Pflicht erfüllt.

Weißt Du noch, Frau, vor zwei Jahren! „Dankopfer der Nation!" Wie es uns damals ums Herz war, als wir unsere Trauringe hergaben und still eine Träne vergossen, weil wir als ‚Ausländer' nicht auch unsere Stimmen für den Führer abgeben durften.

Heute aber stehen wir in der gleichen Front mit allen Deutschen. Auch unsere Einsatzfreudigkeit hat ihren Platz und ihre Bedeutung; meine draußen, Deine anheim, als Frau und Mutter.

Und da wollen wir ‚beste Wertarbeit' leisten und nichts scheuen.

Ganz unter uns: nie standest Du größer vor meinen Augen und in meiner Liebe, als in jenen Augenblicken,

da Du ohne Worte zwischen uns das gleiche tatest, was ich im Begriff stand zu tun: das gegenwärtig Kostbarste hinzugeben für ein gemeinsames Ideal.

Was wir tun, ist ja nicht so wichtig; in welchem Geiste wir es tun, das gibt dem Geben seinen Wert. —“

*

„. . . ich schrieb Dir auf Deinen Eilbrief hin: nicht ärgern! Heute lese ich das gleiche in Deinem Brief. Dir hat der ‚Blick aus dem Fenster‘ zu früher Morgenstunde diese Erkenntnis und innere Einstellung vermittelt.

Ich freue mich für Dich, daß Du Dich nicht durch solche Ereignisse und mannigfachen Umstände und ‚Zufälle‘ mitreißen und unterkriegen läßt. Das wäre keine Haltung eines starken Herzens.

Das sind die richtigen Kerle, die auch bei widrigstem Wind die Segel so zu stellen vermögen, daß nicht nur nichts ins Wanken gerät, sondern im Gegenteil alles nur noch mehr an Haltung und elastischem Schwung gewinnt . . . .“

*

„. . . Du, vergangene Nacht habe ich wieder einmal eine ‚Predigt‘ gehalten. Von A bis Z. Ich hätte sie hinterher niederschreiben können. Ich bezweifle es, daß ich in wachem Zustande auch so frei aus dem Handgelenk sprechen könnte.

‚Liebe Gott von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst‘, war mein Thema. Genau besehen, ist es mein eigenes Lebensthema, Gott und Mensch — daran buchstabiere ich mein Lebenlang. Was ich daraus für mich selbst bis jetzt geschöpft habe, sind ein paar Muschelschalen voll aus einem Meer; aber das scheinbar Wenige reicht schon aus, mir einen sicheren Weg unter die Füße zu geben und ein Ziel, dem ich zustrebe.

Was ich in meinem Leben, wenn es vollendet sein wird, aufzuzeigen haben werde, wird keine stattliche Ausbeute sein. Daran liegt ja auch nichts. An meinem Leben liegt nichts; welche Auswirkungen es hat, daran liegt viel.

Dort in München fielen einst 16 Menschenleben den Kugeln zum Opfer. Was liegt schon an dem Leben dieser Gefallenen; in ihrer Auswirkung haben sie wesentlich mit dazu beigetragen, eine überalterte Menschheitsordnung niederzubrechen und eine Bresche zu schlagen für eine neue Zeit.

Wo und wie einer fällt, ist ohne Belang. Welche Impulse sich daraus für die Nachwelt ergeben, das ist das Entscheidende.

Du, mein Herz, und ich sehen hinter uns bereits eine Generation heranwachsen, unserer gemeinsamen Liebesflamme und unserem eigenen Blute entsprossen — ich denke jetzt mal nur an unsere acht Kinder —, wie lange noch und wir werden ihnen vollends Platz machen.

Schier endlos marschiert und fährt es jetzt unter meinem Fenster vorbei in der Dunkelheit. Westwärts!

Ich drehte das Licht aus und steckte den Kopf zum Fenster hinaus. Gab meinen Kameraden dort unten stille, aber starke Wünsche mit. Das Opfer, das mancher von ihnen wird geben müssen, bin ich stündlich bereit, ebenfalls zu bringen, wenn ich es dürfte.

Mich würde bestimmt keiner zaudern sehen, wenn die Hölle ihren Rachen aufreißt. Mein Herz ist fest und meine Nerven gut. Weil ich den Sinn erfaßt habe und seine Notwendigkeit.

Es lebe unser Deutschland und sein Führer! . . . ."

*

„. . . . mit meiner neuen Bude hier vorne bin jetzt ich mehr als zufrieden. Und doch . . .! Was ‚doch'?

Ich würde sie gerne eintauschen gegen einen Bunker in der ersten Kampflinie. Ja, es ist so! Ich kann mich hier in Ruhe selbst nicht ausstehen. Was hat es mir heute wieder — wie jedesmal — in der Kehle gedrückt, als ich einem frontwärts ausmarschierenden Bataillon nachsah, das einige Wochen hier gelegen hat.

Ich stand am Fenster meines Zimmers, als die Truppe mit klingendem Spiel vorbeizog. Vielleicht hat mich einer von denen da unten beneidet, wenn er gerade zu meinem Fenster aufblickte. Daß aber auch ich ihn beneidete, das würde er mir vielleicht gar nicht glauben.

So sehr ich meine Frau und meine Kinder liebe — weiß Gott, ich habe nichts Lieberes auf dieser Welt! —, aber sie könnten mich nicht abhalten, wenn die letzte Frage an mich gestellt wird:

Ich ginge sofort.

Es gibt Dinge, über die sich schlecht reden oder schreiben läßt. Sie erwecken beim anderen leicht das Gefühl oder den Gedanken: na, der hat kitschig-sentimentale Anwandlungen und kleidet sie in noch schwülstigere Redensarten. Ein Mann redet so nicht; und tut er es, dann ist er ein ‚Angeber'.

Sei es drum. Ich suche ja auch kein Publikum als Objekt für meine Gedankengänge. Ich bringe gelegentlich für Dich kleine Teilausschnitte aus meiner Innenwelt zu Papier, weiß selbst nicht warum.

Oft nehme ich mir vor, es nicht zu tun. Hinterher, wenn der Brief an Dich fort ist, denke ich manchmal: das hättest Du für Dich behalten können. . . ."

*

„. . . Meine liebe Frau, die Du in 20jähriger Ehe so manche Probe tapfersten Kämpfertums bewiesen hast — laß Dich nicht durch irgendwelches dummes Geschwätz

oder sonst was kleinmütig machen, und sei es auch nur für Augenblicke. Ich gehe, das kann ich wohl sagen, gewiß mit offenen Augen und offenem Herzen durch die Zeit und beobachte gelegentlich Dinge, die auch nicht immer nur ‚ermunternd' sind, aber mich kann das nicht erschüttern. Ich bleibe nicht daran hängen, sondern richte den Blick aufs Große. Das gibt mir Spannkraft.

Die Schwachen wollen wir unterhaken, wollen Geduld mit ihnen haben und ihnen Beispiel sein. Jetzt ist die Zeit, wo Weizen und Spreu offenbar werden, ganz gleich, ob mit oder ohne Parteinadel.

Ich bin glücklich, diese Zeit mitzuerleben, wo jedem und auch mir Gelegenheit gegeben ist, die entscheidendsten Treueproben ablegen zu können...."

*

„.... das hast Du richtig ausgedrückt: ‚Pessimisten sind bestimmt irgendwo krank.' Das kann man wohl sagen. Umgekehrt würde es aber komisch klingen: ‚Optimisten sind irgendwo — gesund.'

Es gibt allerdings auch einen überspitzten Optimismus, einen, der den Boden unter den Füßen verliert und dann ins Faseln gerät. So was ist auch zuwider, aber doch sicher leichter zu ertragen als Schwarzseherei.

Anliegend schicke ich Dir Mamas Brief, den ich schon mit einem ausgiebigen Schreiben beantwortet habe. Ihre Bemerkung: ‚das sollte ich Dir nicht schreiben' (betreffend die Unzufriedenheit einiger Leute), habe ich aufgespießt und einige Erläuterungen zu dem Thema ‚Schwierigkeiten' gegeben.

Mit ‚Leichtigkeiten' kommen wir nun einmal nicht über diesen Krieg hinweg, sofern wir uns nicht vor unseren Pflichten drücken und als weiße Juden lieber in gewissenlosem Schiebertum diese Zeit ‚auskaufen'.

Ich halte es für meine Pflicht, der guten Mama gelegentlich ein „Kräftig Traktätlein' zu schreiben zu Nutz und Frommen jener Landsleute, die bei ihr ihre Seufzer abladen. Wie wenig wissen doch solche Menschen vom Sinn des Lebens und Opferns und von dem, was uns stark macht!

Gelobt sei, was uns stark macht, nicht, was uns in zierlich-angenehmen Formen erstarren läßt."

*

„.... solange ich den Haushalt in Deinen Händen weiß, bin ich beruhigt, wie wohl ich trotzdem immer etwas in besorgter Spannung bin und jeden Deiner Briefe mit dem stillen Wunsche öffne: Hoffentlich gute Nachrichten.

Ich muß hinter mir in der Heimat alles geborgen wissen. Nur so kann ich mich ganz meinen Aufgaben widmen.

Kriege ich überdies hinaus Deine Liebe und Dein ganzes Zumirstehen zu spüren, dann beschwingt mich das um so mehr und macht es mir leicht, den Kampf zu führen, zu dem ich berufen bin.

Ich bin ja so glücklich über ein jedes liebe Wort von Dir und freue mich von Herzen über Dich. Wenn wir zwei uns nicht gegenseitig Kraft und Wärme in stärkster Einheit und Harmonie des Herzens und der Seele schenken, dann werden wir beide schlapp und flügellahm. Vereint überwinden wir jedes Schlamassel und genießen jede Freude doppelt.

Was ich tue und was ich nicht tue, alles steht in Beziehung zu Dir. Gegen unsere Einheit möchte ich mich auch nicht im geringsten vergehen. Dagegen war, bin und bleibe ich bestrebt, alles zu tun, was diese Einheit fördert, unser Glück vertieft und unsere Liebe stets frisch und zart erhält.

Wenn irgend, so möchte ich in dieser Beziehung als treuer Haushalter mit dem mir anvertrauten ‚Schatz' erfunden werden.

Ich bin vor Gott für Dich (wie für die Kinder) verantwortlich. Ebenso Du für mich. ‚Keins von uns lebt ihm selber' gilt auch in diesem Sinne...."

*

„.... ich mache mich innerlich langsam fertig.

Stelle mich ganz auf das Kommende ein, auf den großen Einsatz, bei dem ich nun dabei sein darf. In meiner Seele gibt es keine Vorbehalte, wenn ich den Helm aufsetze und den Sturmriemen festschnalle.

Ich wünsche nur, daß jeder der 80 Millionen Deutschen dieses ‚Müssen' verspürt und nicht zaudert. Es gilt ganze Arbeit zu leisten. Das kann man nur mit kompromißlosem Herzen.

Der Allmächtige stärke auch Dein gutes Herz und mache es groß in großer Zeit...."

*

Nachwort

Wir haben tief in das Herz unseres Volkes schauen können. Einen kurzen Augenblick nur, eine Spanne aber, die uns ahnen läßt, welche ungeahnten Schätze in den Millionen Briefen noch ungehoben liegen, die zwischen Front und Heimat die feste Brücke von Kraft und Zuversicht bilden.

Die Briefe der vorhergehenden Blätter umfassen einen Kreis von Unbekannten, Kameraden und Mitarbeitern, Briefe, die alle ohne irgendeinen Gedanken an eine irgendwann mögliche Veröffentlichung entstanden. Sie sprechen darum jene ungekünstelte reine Sprache, die wir gerade heute am besten verstehen.

Bei der Sammlung dieser Blätter entstand der Gedanke, den Leser zu bitten, dem Herausgeber zu treuen Händen ähnliche Dokumente dieser stolzen Zeit der Bewährung zur Einsicht zu überlassen.

Vielleicht ergibt sich daraus dann zu gegebener Zeit eine Vervollständigung vorstehender Beweisführung, die einmal Anspruch darauf erheben darf, in ihrer Art einen Beitrag zu leisten für die Geschichtsschreibung des deutschen Sieges, der ein Sieg unseres Glaubens durch Adolf Hitler ist.

Inhaltsverzeichnis